Leitfaden

für den

biographischen Geschichtsunterricht

an

höheren Lehranstalten Preußens.

Von

C. Frick und W. Selhausen.

Zweiter Teil: Pensum der Quinta.

Von

Carl Frick.

Leipzig,
Verlag von B. G. Teubner.
1884.

Leitfaden

für den

biographischen Geschichtsunterricht

an

höheren Lehranstalten Preußens.

Von

C. Frick und W. Selhausen.

Zweiter Teil: Pensum der Quinta.

Von

Carl Frick.

Leipzig,
Verlag von B. G. Teubner.
1884.

Druck von B. G. Teubner in Dresden.

Das gemeinsame Vorwort für beide Teile ist dem ersten Teile vorgedruckt.

Inhalts-Verzeichnis.

I. Alte Geschichte.

II. Geschichte des Mittelalters.

III. Neue Geschichte.

I. Alte Geschichte.

Lykurgos (880 v. Chr.).

Im Peloponnes hatten die dorischen Einwanderer ein mächtiges Reich gegründet, dessen Hauptstadt Sparta am Flusse Eurotas in der Landschaft Lakonien war. Hier regierten zwei Königsgeschlechter. Aus einem derselben stammte Lykurgos, der Gesetzgeber des spartanischen Staates.

Lykurgos war der Bruder des regierenden Königs Polydektes. Er stand wegen seiner Weisheit und Rechtschaffenheit bei den Spartanern im höchsten Ansehen. Als sein Bruder gestorben war, übernahm er die vormundschaftliche Regierung für seinen Neffen Charilaos. Obwohl er dieselbe mit der größten Uneigennützigkeit führte, geriet er dennoch in den Verdacht, nach der Königsherrschaft zu streben. Aufs tiefste hierdurch gekränkt verließ er seine Vaterstadt und begab sich auf Reisen. Viele Länder durchwanderte er und sammelte reiche Erfahrungen. Auch nach der Insel Kreta kam er, wo er die weise Gesetzgebung des Königs Minos kennen lernte.

Während der Abwesenheit Lykurgs waren in Sparta große Unordnungen eingerissen. Da gedachten die Bürger seiner guten Regierung und wandten sich an ihn mit der Bitte, in sein Vaterland zurückzukehren. Lykurg vergaß edelmütig die erfahrenen Kränkungen und beschloß, die Ordnung in Sparta durch eine neue Gesetzgebung wieder herzustellen. Zuvor aber begab er sich nach Delphi, um die Zustimmung des Orakels für seine Absicht zu gewinnen. Denn er wußte, welchen Wert die Spartaner auf die Aussprüche dieses Orakels legten. In Delphi empfing ihn die Pythia (die Orakel erteilende Priesterin) mit den Worten:

„O Lykurgos, du kommst zu meinem gepriesenen Tempel,
Zeus Liebling und der andern, soviel den Olympos bewohnen;
Ob ich als Gott dich begrüße, bedenk' ich mich, oder als Menschen;
Aber ich denke, du bist wohl eher ein Gott, o Lykurgos."

Dann sagte sie ihm, daß die Gesetze, die er den Spartanern geben wolle, denselben zum größten Heile gereichen würden. Hier-

durch ermutigt begab sich Lykurg nach Sparta und gewann dort jetzt leicht seine Mitbürger für den Plan einer neuen Gesetzgebung.

Zunächst ordnete Lykurg die Staatsverwaltung. Es sollten fortan nicht mehr die beiden Könige allein die höchste Gewalt in Händen haben, sondern mit ihnen zusammen sollten noch 28 Männer, welche mindestens 60 Jahre alt sein mußten, die Regierungsgeschäfte besorgen. Diesen Beirat der Könige nannte Lykurg die „Gerusia", das heißt „Rat der Alten". Die Art und Weise, wie die Geronten, die Mitglieder des Rats, gewählt wurden, war folgende. Das Volk versammelte sich und wählte eine Anzahl Männer aus. Diese wurden in ein Haus eingeschlossen, welches keine Fensteröffnungen hatte, aber so dünne Wände, daß man alles hören konnte, was draußen vorging. Nun mußten diejenigen, welche sich um das Gerontenamt beworben hatten, einzeln an dem Volke vorbeigehen, und dieses gab jedesmal durch Geschrei kund, ob ihm der Bewerber gefiel oder nicht. Die eingeschlossenen Männer aber merkten sich genau, beim wievielten Bewerber das Volk am stärksten geschrien hatte, und dieser war gewählt.

Außer den Geronten setzte Lykurg noch fünf Ephoren ein, welche alljährlich neu gewählt wurden. Diese führten die Aufsicht über die Staatsverwaltung der Könige und Geronten. Sie erlangten allmählich solche Macht, daß sie selbst die Könige absetzen konnten.

Traurige Zustände waren in Sparta dadurch entstanden, daß die Reichen nach und nach alles Land an sich gerissen hatten. Viele Tausende hatten ihr Besitztum verloren und lebten in bitterer Armut. Lykurg bewog nun alle Spartaner, auch die, welche den größten Grundbesitz hatten, ihm ihre Ländereien auszuliefern. Diese teilte er dann in 9000 gleiche Güter, von denen jeder spartanische Familienvater je eins zur Ernährung seiner Familie erhielt. Niemand durfte sein Gut verkaufen oder verschenken. Nach dem Tode des Vaters erbte es der Sohn, und wenn jemand keine Erben hinterließ, so wurde das Gut von den Königen an einen noch unbegüterten Spartaner gegeben. Zur Bebauung des Landes erhielt jeder eine Anzahl Heloten (Sklaven), welche er aber ebenfalls nicht veräußern durfte.

Besonders wichtige Verordnungen gab Lykurg über die Erziehung der Jugend. Gleich nach der Geburt wurde jedes Kind besichtigt. War es schwach oder verkrüppelt, so wurde es im Taygetosgebirge ausgesetzt, denn Lykurg wollte nur gesunde und kräftige Bürger haben. Bis zum siebenten Jahre blieben die Knaben bei der Mutter, dann übernahm der Staat die Erziehung. Dieselbe war allein auf die Ausbildung und Abhärtung des Körpers gerichtet Die Knaben mußten

täglich im Eurotas baden. Des Nachts schliefen sie nicht in weichen Betten, sondern auf einem einfachen Binsenlager, welches sie sich selbst bereiten mußten. Beim Mittagsmahle, welches gemeinschaftlich war, gab es nur schmale Kost und keine Leckerbissen. Das Hauptgericht war die schwarze Blutsuppe, welche keinem schmeckte, der nicht tüchtigen Hunger hatte. Dies Gericht war so berühmt geworden, daß sich einstmals ein asiatischer König einen spartanischen Koch kommen ließ, um sich dasselbe bereiten zu lassen. Als nun das Gericht fertig war, und der König es kostete, fand er es ungenießbar. Da sagte der Koch: „Ich glaube es wohl; die Suppe schmeckt auch nur denen, welche vorher im Eurotas gebadet haben."

Lykurg wollte, daß die Spartaner zu tüchtigen Kriegern ausgebildet würden. Darum wurden die Knaben von Jugend auf an die Ertragung des körperlichen Schmerzes gewöhnt. Alljährlich wurden sie am Altar der Göttin Artemis (Diana) blutig gegeißelt, wobei sie keinen Laut des Schmerzes von sich geben durften. Außerdem übten sie sich täglich im Ringen und Fechten und erlangten im Gebrauche der Waffen die größte Gewandtheit. Auch gestattete Lykurg sogar den Diebstahl, indem er ihn als eine Vorbildung für kriegerische Listen ansah. Derjenige aber, welcher sich beim Stehlen ertappen ließ, sollte strenge bestraft werden. Einst hatte ein spartanischer Knabe einen Fuchs gestohlen und trug ihn unter dem Mantel nach Hause. Unterwegs aber bekam das Tier den Kopf los und zerfleischte dem Knaben die Seite mit seinen scharfen Zähnen. Trotzdem gab dieser keinen Laut des Schmerzes von sich, damit der Diebstahl nicht bemerkt würde.

Kurz und militärisch sollte auch die Redeweise der Spartaner sein. Daher mußten sie stets darauf bedacht sein, ihre Gedanken mit möglichst wenig Worten auszudrücken. Als der König Agesilaos einst gefragt wurde, was Kinder lernen sollten, antwortete er: „Was sie als Männer thun sollen." Diese Art der Antworten ist so berühmt geworden, daß man noch heutigen Tags eine kurze und treffende Redeweise sprichwörtlich eine „lakonische" nennt.

Ganz Sparta glich nach den Anordnungen des Lykurg einem großen Heerlager. Niemand durfte die Stadt ohne Erlaubnis verlassen, wer es dennoch that, galt als Deserteur. Auch verbot Lykurg den Gebrauch von Gold und Silber und führte eisernes Geld ein, um so jeden Verkehr mit dem Auslande unmöglich zu machen.

Solche Gesetze gab Lykurg den Spartanern. Dann begab er sich von neuem auf Reisen. Vorher jedoch ließ er die Bürger schwören, seine Gesetze bis zu seiner Rückkehr zu halten. Absichtlich aber kehrte

er nie wieder zurück, damit die Spartaner nicht von ihrem Eide entbunden würden. Nur von Delphi aus sandte er noch folgenden Orakelspruch nach Sparta: „Die Spartaner werden ein blühendes Volk sein, solange sie die Gesetze des Lykurgos beobachten.“ Er soll auf Kreta gestorben sein und vor seinem Tode angeordnet haben, seine Asche nicht nach Sparta zu bringen, sondern sie ins Meer zu streuen, weil er fürchtete, daß sonst die Spartaner sich von ihrem Eide befreit glauben möchten.

Solon (594 v. Chr.).

Solon stammte aus dem Geschlecht des athenischen Königs Kodros. Anfänglich widmete er sich dem Kaufmannsstande und machte weite Reisen. Hierbei kam er vielfach in Berührung mit ausgezeichneten Männern des Auslandes und erwarb sich reiche Kenntnisse. Seine Weisheit war so groß, daß er unter die sieben Weisen Griechenlands gerechnet wurde.

Seine erste ruhmvolle That war die Wiedereroberung der Insel Salamis. Diese war den Athenern durch die Megarer entrissen worden. Die Athener machten mehrere vergebliche Versuche, die Insel wieder zu erobern. Endlich ergaben sie sich in ihr Schicksal und erließen ein Gesetz, welches jeden mit dem Tode bedrohte, der eine Erneuerung des Kampfes beantragen würde. Dennoch konnten die meisten Athener den Verlust der Insel nicht verschmerzen. Solon sann unablässig darauf, wie er seinen Mitbürgern zur Wiedererlangung derselben verhelfen könnte. Eines Tages sah man ihn mit wirrem Haar, einem Irrsinnigen ähnlich, auf dem Markte erscheinen. Alles Volk scharte sich entsetzt um den geliebten Mann. Solon aber war nicht wirklich wahnsinnig, sondern stellte sich nur so, weil nach athenischem Gesetze ein Irrsinniger für seine Reden nicht zur Rechenschaft gezogen werden konnte. Mit begeisterter Kraft trug er jetzt dem begierig lauschenden Volke ein von ihm verfaßtes Gedicht vor. Er forderte darin die Athener zur Wiedereroberung der Insel auf und schloß mit den Worten:

„Auf! nach Salamis hin! laßt uns um das liebliche Eiland
Kämpfen! Das Joch der Schmach werfen wir zornig hinab!“

Die Athener zeigten sich ihres Solons würdig. Nach Aufhebung des früheren Gesetzes erneuerten sie den Kampf und ließen nicht ab, bis Salamis wiedergewonnen war.

Seitdem genoß Solon das größte Vertrauen seiner Mitbürger. Von ihm erwarteten sie eine Besserung der traurigen Zustände, die

damals in Athen herrschten. Besonders die Ärmeren litten drückende Not. Sie waren allmählich in tiefe Schulden geraten und sahen keine Möglichkeit, dieselben zu bezahlen, da sie ihren Gläubigern allzu hohe Zinsen entrichten mußten. Dazu kam, daß nach den bestehenden Gesetzen der Schuldner seinem Gläubiger mit seinem Leibe haftete. So waren bereits viele freie Athener Sklaven geworden. Die Unzufriedenheit darüber war allgemein, und der Zwiespalt der Parteien drohte den Staat zu untergraben. Als nun Solon im Jahre 594 das Archontenamt bekleidete, beauftragten ihn die Athener, die Zerrüttung im Staate durch eine weise Gesetzgebung zu beseitigen. Bereitwillig unterzog sich Solon der schwierigen Aufgabe. Er begann sein Werk damit, daß er das drückende Los des niederen Volkes erleichterte, indem er die Gläubiger beredete, ihren Schuldnern einen Teil der Forderung zu erlassen. Ferner bestimmte er, daß niemand in Zukunft wegen seiner Schulden die Freiheit verlieren dürfe.

Dann ordnete er die Staatsverfassung neu und übertrug die Überwachung derselben dem Areopag. Zu Mitgliedern dieser Behörde wurden nur Leute genommen, welche bereits das Archontat (das höchste Staatsamt) bekleidet und sich in demselben untadelhaft geführt hatten. Der Areopag führte auch die Aufsicht über die öffentliche Erziehung, Zucht und Sitte der Athener und bildete zugleich den höchsten Gerichtshof. Er hatte seinen Namen von dem Areshügel bei Athen, auf welchem er sich in einem einfachen, aus Lehm gebauten Hause zu versammeln pflegte. In dunkler Nacht, ohne Licht, wurden die Sitzungen abgehalten, damit nicht die Richter durch die bittenden Mienen der Angeklagten beeinflußt werden könnten. Für die Abstimmung standen zwei Urnen bereit, von denen die eine die Urne des Todes, die andere die der Erbarmung hieß. Schweigend warfen die Richter einen Stimmstein in eine der beiden Urnen. Bei Stimmengleichheit wurde von dem Gerichtsdiener noch ein Stimmstein in die Urne der Erbarmung geworfen. Diesen nannte man den Stimmstein der Athene, und durch ihn wurde der Angeklagte freigesprochen.

Auch auf die Erziehung der Jugend richtete Solon seine Aufmerksamkeit; doch wollte er nicht, daß die Knaben bloß körperlich, wie in Sparta, sondern auch geistig ausgebildet würden. Neben den regelmäßigen Übungen in den öffentlichen Ringschulen (Gymnasien) verlangte er auch, daß die jungen Athener im Lesen, Rechnen, Schreiben und in der Musik unterrichtet würden. Aufs strengste bestraften die solonischen Gesetze den Müßiggang. Jeder Athener mußte ein Handwerk erlernen, um sich im Notfall davon zu ernähren.

Nachdem das Volk die Gesetze Solons angenommen hatte, wurde es von ihm durch einen feierlichen Eidschwur verpflichtet, während eines zehnjährigen Zeitraums an denselben nichts zu ändern. Darauf begab er sich auf Reisen, damit er von den Athenern nicht veranlaßt würde, selbst an seiner Gesetzgebung Abänderungen vorzunehmen. Er ging zunächst nach Ägypten, und dann nach Asien, wo er in Sardes den König Kroisos von Lydien besuchte (siehe im Leitfaden I die Erzählung von Kyros). Unterdes waren in Athen von neuem Zerwürfnisse entstanden. Solon suchte vergebens die Einigkeit wieder herzustellen. Er mußte es noch erleben, daß Peisistratos, ein Verwandter von ihm, sich zum Gewaltherrscher in Athen aufwarf. Umsonst hatte Solon das Volk vor den geheimen Absichten des Peisistratos gewarnt. Eines Tages besetzte der Tyrann mit seinen Leibwächtern die Burg und forderte von dem Volke die Auslieferung aller Waffen. Da legte Solon die seinigen vor der Hausthür auf die Straße: dort möchten sie des Tyrannen Häscher sich abholen; er habe in Krieg und Frieden seiner Vaterstadt gedient, so gut er vermocht habe. Doch hatte Peisistratos eine solche Achtung vor den solonischen Gesetzen, daß er dieselben bestehen ließ. So konnte Solon bis zu seinem Tode (559) ungestört in Athen leben. Seine Gebeine wurden auf seinen Wunsch nach Salamis gebracht und dort verbrannt, die Asche aber auf der ganzen Insel umhergestreut.

Miltiades (490 v. Chr.).

Miltiades war der Sohn des Atheners Kimon. Er hatte von seinem Oheim, dem älteren Miltiades, ein Fürstentum in Thrakien am Hellespont geerbt, wurde aber vom Perserkönig Dareios, dem zweiten Nachfolger des Kyros, zur Anerkennung seiner Oberhoheit gezwungen. Als Dareios im Jahre 513 mit einem großen Heer einen Zug gegen die Skythen unternahm, welche nördlich von der Donau im heutigen Südrußland wohnten, mußte auch Miltiades Heeresfolge leisten. Um in das Land der Skythen zu gelangen, schlug Dareios eine Schiffbrücke über die Donau. Zur Bewachung derselben ließ er die ionischen Griechen und den Miltiades zurück mit dem Auftrage, die Brücke abzubrechen, wenn er in 60 Tagen nicht zurückgekehrt wäre. Dareios konnte nichts ausrichten gegen die Skythen, welche ihn stets umschwärmten, doch sich nie zu einer offenen Schlacht stellten. Nach Verlauf von 60 Tagen rieten die Skythen den Griechen, die Brücke abzubrechen, damit dem Dareios der Rückzug

abgeschnitten würde, und sie denselben mit seinem ermatteten und von Hunger entkräfteten Heere vernichten könnten. Miltiades suchte die Griechen zu überreden, den Rat der Skythen zu befolgen, denn dann könnten auch sie sich von der Herrschaft des Dareios befreien. Er drang jedoch mit dieser Ansicht nicht durch. Die Brücke blieb erhalten, und Dareios rettete sich über dieselbe. Miltiades aber verließ aus Furcht vor der Rache des Großkönigs sein Fürstentum und kehrte nach Athen zurück.

Bald hatte er Gelegenheit, für seine Vaterstadt im Kampf gegen Dareios einzutreten. Die Athener hatten nämlich die ionischen Griechen, welche sich gegen die persische Herrschaft empört hatten, mit 20 Schiffen unterstützt. Dareios war sehr ergrimmt hierüber und beschloß, die Athener dafür zu strafen. Er legte einen Pfeil auf den Bogen und schoß ihn gen Himmel, indem er flehte: „Götter, laßt mich Rache nehmen an den Athenern!“ Täglich bei der Mahlzeit mußte ihm ein Diener zurufen: „Herr, gedenke der Athener!“ Zunächst sandte Dareios Boten nach Griechenland, welche von den einzelnen Staaten als Zeichen der Unterwerfung Erde und Wasser fordern sollten. Viele der griechischen Staaten folgten dem Verlangen. Die Athener aber stürzten die persischen Gesandten in einen Brunnen mit den Worten: „Dort nehmt euch nach Belieben!“ Jetzt kannte der Zorn des Dareios keine Grenzen mehr. Alsbald rüstete er eine Flotte von 600 Schiffen aus, an deren Spitze er Datis und Artaphernes stellte. Um die Athener gefesselt nach Asien führen zu können, hatte man mehrere Schiffe mit Ketten beladen. Auch hatte man einen großen Block von Marmor mitgenommen, der als Siegeszeichen auf den Trümmern Athens aufgestellt werden sollte.

Die Flotte erreichte die Küste von Attika und landete an der Ebene von Marathon. Als die Nachricht hiervon nach Athen kam, entstand daselbst große Verwirrung. Man sandte Boten an die Spartaner und bat dieselben dringend um Hilfe. Diesen aber gestattete ihre Religion nicht, vor dem nächsten Vollmonde ins Feld zu ziehen, und so konnten sie der Aufforderung der Athener nicht nachkommen. An die anderen Städte wandten sich die Athener vergebens. Keine wagte es, den mächtigen Persern gegenüberzutreten. Nur die benachbarten Plataier ließen 1000 Mann zum athenischen Heere stoßen. Dieses belief sich nunmehr auf 11000 Mann. Trotz der geringen Anzahl wollten die Athener den Entscheidungskampf wagen. Sie stellten an die Spitze der Truppen zehn Feldherren, unter welchen der hervorragendste Miltiades war. Mutig rückte das kleine Heer dem Feinde in die Ebene von Marathon entgegen.

Als man aber die gewaltigen Heerhaufen der Perser erblickte, verloren viele den Mut. In einem Kriegsrate sprachen sich auch einige von den Feldherren dafür aus, daß es geratener erschiene, nach Athen zurückzukehren, als den ungleichen Kampf mit dem mächtigen Feinde zu bestehen. Da aber trat Miltiades auf und überzeugte die Feldherren, daß es schimpflich und nachteilig wäre zurückzuweichen. Er drang mit seiner Ansicht durch, und nun traten ihm die übrigen Feldherren ihren Anteil am Oberbefehl freiwillig ab. Trotzdem wartete Miltiades mit dem Angriffe gegen die Perser bis zu dem Tage, an welchem ihm der Oberbefehl gesetzlich zukam. Dann stellte er das Heer in Schlachtordnung auf. Auf ein gegebenes Zeichen stürzten die Athener in vollem Lauf auf die Barbaren. Als diese das Häuflein anstürmen sahen, glaubten sie, ihre Gegner hätten den Verstand verloren. Sie empfingen dieselben mit einem Hagel von Pfeilen, aber weil die Griechen so schnell liefen, boten sie den Persern kein sicheres Ziel und erreichten ohne erhebliche Verluste die feindlichen Reihen. Jetzt kam es zu einem wütenden Handgemenge. Die Griechen fochten mit verzweifelter Tapferkeit und drängten die feigen Massen der Barbaren an das Meer zurück. Diese ließen ihr Lager mit allen Kostbarkeiten im Stich und suchten eiligst Rettung auf den Schiffen, um so schnell als möglich davon zu segeln. Aber auch jetzt ließen die Griechen von ihnen nicht ab, und unter großen Anstrengungen eroberten sie noch mehrere Schiffe. Ein Grieche, namens Kynegeiros, hatte ein feindliches Schiff mit beiden Händen gefaßt und suchte es festzuhalten. Die Feinde aber hackten ihm die Hände ab. Da packte er das Schiff mit den Zähnen und hielt es solange fest, bis er den Streichen der Feinde erlag.

In Athen herrschte unterdessen große Besorgnis. Mit Spannung erwartete man Nachricht vom Heere. Da stürzte ein Athener, der den meilenweiten Weg vom Schlachtfelde in eiligem Lauf zurückgelegt hatte, atemlos auf den Markt. Mit letzter Anstrengung rief er noch: „Freut euch, wir haben gesiegt!“ und sank entseelt nieder.

Die persische Flotte war inzwischen um das Vorgebirge Sunion (Südspitze Attikas) herumgefahren, um das unbewachte Athen zu überrumpeln. Miltiades aber merkte die Absicht und rückte mit seinem Heere in Eilmärschen zum Schutze der Stadt herbei. Als die Perser ihren Plan vereitelt sahen, kehrten sie nach Asien zurück.

Die Athener veranstalteten nun eine großartige Siegesfeier und errichteten den in der Schlacht Gefallenen herrliche Denkmäler. Miltiades wurde hochgeehrt und überall als der Retter des Vaterlandes

gepriesen. Aber schon regten sich Neid und Eifersucht gegen ihn. Man suchte seinen Ruhm zu verkleinern und verdächtigte ihn, als strebe er nach der Königsherrschaft. Es bot sich bald seinen Gegnern eine Gelegenheit, ihn gänzlich zu stürzen. Er hatte nämlich die Athener zu einem Unternehmen gegen die Insel Paros veranlaßt. Dies jedoch verlief ungünstig, und er wurde jetzt von seinen Feinden beim Volke angeklagt. Dasselbe verurteilte ihn zu einer ungeheuren Geldstrafe, und da er diese nicht bezahlen konnte, so wurde er in das Schuldgefängnis abgeführt. Hier starb der Retter Athens an einer vor Paros erhaltenen Wunde.

Leonidas (480 v. Chr.).

Dareios war aufs höchste erzürnt über die schmachvolle Niederlage seiner Truppen bei Marathon. Er stellte neue Rüstungen an, starb jedoch vor Beendigung derselben. Sein Sohn und Nachfolger Xerxes aber nahm den Plan seines Vaters wieder auf. Aus allen Teilen des Reiches wurden Truppen aufgeboten. Nach vier Jahren war ein Heer von zwei Millionen Mann und eine Flotte von 1200 Schiffen zusammengebracht. Nun ließ Xerxes über den Hellespont zwei mächtige Schiffbrücken schlagen, auf welchen er die Landmacht nach Europa hinüberführen wollte. Ein Sturm aber vernichtete dieselben. Da geriet der Großkönig in heftigen Zorn; er ließ die Baumeister hinrichten und das Meer zur Strafe peitschen. Dann ließ er neue Brücken schlagen und führte nach Verrichtung eines feierlichen Opfers sein Heer hinüber. Sieben Tage und sieben Nächte dauerte der Uebergang. Wie ein Heuschreckenschwarm wälzten sich die gewaltigen Heeresmassen vorwärts.

Die größte Besorgnis entstand darüber bei den Griechen. Die Spartaner sandten zum delphischen Orakel und befragten es über den Ausgang des Krieges. Dieses antwortete, Sparta würde gerettet werden, wenn einer von den beiden Königen im Kampfe fiele. Es wurde nun in aller Eile ein Heer von 8000 Mann zusammengebracht, unter denen 300 Spartaner waren. Der spartanische König Leonidas erhielt den Oberbefehl über diese Truppen und nahm mit ihnen beim Paß von Thermopylai Stellung. Dieser Paß bildete den Eingang in das eigentliche Griechenland und bestand aus einem schmalen Wege, welcher zwischen dem Ötagebirge und der Meeresküste hinführte.

Unterdes war auch Xerxes mit seinem Heere herangerückt. Als er durch Kundschafter in Erfahrung gebracht hatte, eine wie geringe Truppenmacht Leonidas befehligte, sandte er einen Boten an ihn

und ließ die Auslieferung der Waffen fordern. „Komm und hole sie", war die Antwort. Nun suchte Xerxes den Leonidas durch Bestechung zur Aufgabe seiner Stellung zu bewegen. Er bot ihm die Statthalterschaft von Griechenland an. Aber auch diesen Antrag wies der wackere Spartanerkönig stolz zurück. Darauf ließ Xerxes seine unabsehbaren Massen zum Angriff vorrücken. Dennoch verlor das kleine Häuflein den Mut nicht. Als ein Grieche bemerkte, der Feinde seien so viele, daß ihre Pfeile die Sonne verfinstern würden, antwortete ein Spartaner kaltblütig: „Desto besser, dann werden wir im Schatten fechten." Es kam nun zum Kampfe, aber auf dem engen Raum konnten die Perser von ihrer Übermacht keinen Gebrauch machen. Drei Tage hintereinander ließ Xerxes sein Heer gegen den Paß anstürmen, aber immer wurde der Angriff zurückgeschlagen. Selbst seine Kerntruppen, die 10000 Unsterblichen, konnten trotz ihrer Tapferkeit die Griechen nicht zum Weichen bringen. Xerxes hatte auf einem erhöhten Punkte seinen Thron aufrichten lassen und sah von hier aus dem Kampfe zu. Als die Seinen zurückwichen, befahl er, sie mit Geißelhieben wieder in den Paß zu treiben; doch vergebens. Der Großkönig tobte und wütete. Er rief aus: „Soll diese Hand voll Griechen in der verhaßten Schlucht Tag für Tag meiner Hunderttausende spotten?" Endlich fand sich unter den Griechen ein elender Verräter, namens Ephialtes; der versprach, gegen eine Belohnung den Persern einen geheimen Weg über das Ötagebirge zu zeigen, auf welchem sie den Griechen in den Rücken kommen könnten. In der Stille der Nacht drangen 20000 auserlesene Perser, von Ephialtes geführt, gegen den Kamm des Gebirges vor. Hier lagerte eine Schar von 1000 Phokiern, welche den geheimen Pfad bewachen sollten. Jedoch wurden sie völlig überrascht, weil sie keine Wachen ausgestellt hatten, und konnten ihre Stellung nicht behaupten.

Als Leonidas dies erfuhr, gedachte er des delphischen Orakelspruchs und beschloß, sich für das Vaterland zu opfern. Er entließ die übrigen Griechen in ihre Heimat und behielt nur die 300 Spartaner bei sich, denen sich noch freiwillig 700 Thespier anschlossen. Von vorn und vom Rücken drangen jetzt die Feinde auf die todesmutige Schar ein. Teuer verkauften die Helden ihr Leben. Endlich sank Leonidas von einem Pfeile durchbohrt tot zu Boden. Da zog sich der Rest seiner Getreuen auf einen Hügel zurück, wo alle bis auf den letzten Mann den Heldentod starben.

Xerxes war über den großen Verlust seines Heeres so ergrimmt, daß er der Leiche des Leonidas das Haupt abschlagen und den Körper ans Kreuz nageln ließ.

Die Griechen aber ehrten das Andenken des löwenmutigen Königs und seiner Kampfgenossen, indem sie an der Stelle, wo der Todeskampf ausgefochten war, Denkmäler mit ehrenden Inschriften errichteten. Von diesen lautete die eine:

„Wandrer, gehe nach Sparta und sage den Lakedämoniern,
Daß wir, dem heil'gen Gesetz treu, uns dem Tode geweiht.“

Themistokles (480 v. Chr.).

Themistokles war der Sohn des Atheners Neokles. Von Jugend auf zeichnete er sich vor den anderen Knaben aus. Seine Lehrer äußerten einst von ihm, aus ihm würde etwas Bedeutendes werden und zwar entweder recht Gutes oder recht Schlimmes. Mit Spielen vergeudete er nicht seine Zeit, sondern fertigte gerichtliche Reden an, in denen er seine Mitschüler verteidigte oder anklagte. Am liebsten beschäftigte er sich mit dem Kriegswesen und der Staatsverwaltung; die schönen Künste dagegen vernachlässigte er. Als man ihn einst in einer Gesellschaft aufforderte, die Leier zu spielen, wies er sie mit den Worten zurück: „Singen und Leier spielen kann ich nicht, aber eine kleine Stadt groß und berühmt zu machen, das ist eine Kunst, die ich zu verstehen glaube“. In der That hat er später bewiesen, daß er diese Kunst verstand.

Bei Marathon gehörte er zu den zehn Feldherren und kämpfte in der Schlacht auf das Tapferste mit. Als nach der Schlacht Miltiades von allen hochgepriesen wurde, mied Themistokles die fröhliche Gesellschaft seiner Freunde und verbrachte die Nächte schlaflos. Deshalb befragt, antwortete er: „Die Lorbeeren des Miltiades lassen mich nicht schlafen.“

Nach dem Tode des Miltiades trat er an die Spitze der Staatsverwaltung in Athen. In dieser Stellung war er nun unablässig bemüht, die Athener aus ihrer Sorglosigkeit aufzurütteln. Diese nämlich meinten, daß die Perser nach der Niederlage bei Marathon keinen Angriff auf Griechenland wieder unternehmen würden. Themistokles aber ermahnte seine Mitbürger zur Wachsamkeit und überzeugte sie, daß die Schlacht bei Marathon nicht das Ende des Krieges mit den Persern sei, sondern nur der Anfang größerer Kämpfe. Darum entschlossen sich die Athener auf seinen Rat, die reichen Einkünfte aus den laurischen Silbergruben, welche man vorher unter die Bürger verteilt hatte, zum Bau von Kriegsschiffen zu verwenden. Denn nur auf dem Meere konnte Athen den Persern mit Erfolg Widerstand leisten.

Als nun Xerxes nach der Niederwerfung des Leonidas bei Thermopylai gegen Athen vorrückte, wandten sich die Athener in ihrer Not an das delphische Orakel. Dieses riet ihnen, sich hinter hölzernen Mauern zu verteidigen. Durch eine gewandte Rede wußte Themistokles seine Mitbürger zu überzeugen, daß mit den hölzernen Mauern die Schiffe gemeint seien. Auf diesen suchten daher die meisten Athener Schutz, während sie ihre Greise, Weiber und Kinder bei befreundeten Staaten in Sicherheit brachten. Nur wenige wollten die Stadt nicht verlassen, sondern verschanzten sich auf der Akropolis (Burg von Athen). Hier ereilte sie bald ihr trauriges Schicksal. Xerxes drang mit seinem Heere in die verlassene Stadt ein und brannte sie gänzlich nieder. Auch die Burg wurde an einer unbewachten Stelle vom Feinde erstiegen, und der Rest der tapferen Verteidiger zusammengehauen. Als die Kunde von der Zerstörung Athens zu der Flotte kam, welche in dem saronischen Meerbusen zwischen Salamis und Athen ankerte, entstand große Ratlosigkeit. Die einen wollten sofort davonsegeln, die andern wollten einen Kampf mit der persischen Flotte versuchen. Themistokles sah ein, daß eine Zersplitterung der Seemacht den Untergang Griechenlands herbeiführen würde. Darum drang er in dem Kriegsrate mit aller Entschiedenheit auf eine Schlacht, und nur mit größter Mühe bewog er die Griechen, den Persern hier standzuhalten. Bei der Beratung war der Korinther Adeimantos des Themistokles Gegner. Dieser rief ihm zu: „In den Wettspielen bekommen diejenigen Ohrfeigen, die vor der Zeit aufstehen.“ „Ja“, antwortete Themistokles, „aber die Zurückbleibenden werden nicht gekrönt.“ Als man dem Themistokles vorwarf, daß er keine Heimat, keine Vaterstadt mehr besitze, und darum auf ihn nicht gehört werden dürfe, sagte er: „Wir haben zwar unsre Häuser und Mauern verlassen, weil wir um toter Steine willen keine Sklaven sein wollten. Aber unsere 200 wohlbemannten Schiffe, welche jetzt zu eurer Rettung bereit stehen, sind unsere Stadt. Wenn ihr uns im Stiche lasset, so werden wir nach Italien segeln, um dort einen neuen Staat zu gründen.“ Diese Worte bestimmten endlich den Oberbefehlshaber der Flotte, den Spartaner Eurybiades, standzuhalten. Als nun aber die unabsehbare Flotte des Xerxes wirklich heransegelte, verloren die Griechen wieder allen Mut und wollten von keinem Bleiben mehr wissen. Da nahm Themistokles seine Zuflucht zu einer List. Des Nachts schickte er heimlich einen Boten an Xerxes und ließ ihm sagen, daß die Griechen entfliehen wollten: darum möge er sie schleunigst angreifen und vernichten. Xerxes traute dem Rate und ließ die

Ausgänge der Bucht von Salamis noch in derselben Nacht durch seine Flotte schließen. So waren die Griechen gegen ihren Willen durch die List des Themistokles zum Kampfe gezwungen und rüsteten sich jetzt zur tapfersten Gegenwehr.

Mit Tagesanbruch begann die Schlacht. Xerxes hatte seinen goldenen Thron an der Küste aufstellen lassen, um von da aus der Niederlage der Griechen zuzusehen. Aber die Perser konnten ihre Macht wegen der Enge des Raumes nicht entfalten und wurden völlig besiegt. Ein großer Teil ihrer Schiffe wurde von den Griechen genommen und in den Grund gebohrt.

Artemisia, die Königin von Karien, leistete bis zum letzten Augenblick hartnäckigen Widerstand. Als sie die Schlacht verloren sah, suchte sie schnell ihren Verfolgern zu entfliehen. Da ihr aber ein befreundetes Schiff dabei im Wege war, so bohrte sie, rasch entschlossen, dasselbe in den Grund. Hierdurch getäuscht ließen die Verfolger von ihr ab. Auch Xerxes hatte die That der Artemisia gesehen, und da auch er meinte, daß das von ihr niedergesegelte Schiff ein feindliches sei, rief er aus: „Meine Männer sind Weiber geworden und die Weiber Männer."

Das war die denkwürdige und glorreiche Schlacht bei Salamis. Xerxes eilte so schnell wie möglich nach Asien zurück. Denn Themistokles hatte ihm nach der Schlacht sagen lassen, daß die Griechen die Brücke über den Hellespont abbrechen wollten.

Obwohl sich Themistokles das größte Verdienst um sein Vaterland erworben hatte, so lohnten ihm doch seine Mitbürger mit Undank. Er kam in den Verdacht, daß er mit dem Perserkönig in verräterische Verbindung getreten sei, und mußte als Flüchtling sein Vaterland verlassen. Unter vielen Gefahren gelangte er endlich zum Perserkönig Artaxerxes, dem Nachfolger des Xerxes. Dieser nahm den Vertriebenen freundlich auf und schenkte ihm das Gebiet dreier Städte. In einer derselben, in Magnesia, nahm er seinen Herrschersitz und starb hier im Alter von 65 Jahren. Er soll sich durch Gift getötet haben, da er dem Wunsche des Perserkönigs, an der Spitze eines Heeres gegen Griechenland zu ziehen, nicht Folge leisten wollte.

Alkibiades (415 v. Chr.).

Alkibiades, ein Sohn des Atheners Kleinias, war von der Natur mit glänzenden Gaben ausgestattet. Er hatte eine schöne Gestalt, Anstand und Gewandtheit in seinen Bewegungen und eine

einschmeichelnde Stimme. Ebenso sehr ragte er durch geistige Begabung hervor. Dazu besaß er noch ein großes Vermögen. Andererseits aber offenbarte er bereits in seiner Jugend große Charakterfehler. Er war leichtsinnig und mutwillig und hatte eine große Sucht, überall zu glänzen. Als er einst mit einem älteren Knaben sich im Ringen übte, half er sich durch Beißen. Sein Gegner rief ihm unwillig zu: „Schäme dich, du beißest ja wie ein Weib!" Alkibiades erwiderte: „Sag' lieber, wie ein Löwe". Ein anderes Mal würfelte er auf der Straße mit mehreren Knaben. Alkibiades war gerade am Wurf, als ein Fuhrmann gefahren kam. Er bat diesen zu warten, bis er seinen Wurf gethan hätte. Der Fuhrmann aber wollte nicht halten. Da warf sich Alkibiades vor die Räder des Wagens und rief: „Nun fahre zu, wenn du Mut hast!" Als Jüngling suchte er namentlich durch kostbare Kleidung und verschwenderisches Leben die Augen der Athener auf sich zu ziehen. Einst hatte er sich einen schönen Hund für eine große Summe gekauft, der sich besonders durch seinen prächtigen Schweif auszeichnete. In der ganzen Stadt sprach man von dem Hunde. Da schnitt Alkibiades ihm den Schweif ab, damit man noch mehr darüber spräche. Bei einer andern Gelegenheit warf er auf dem Markte Geld unter die Menge und freute sich, wie das Volk eifrig danach haschte. Plötzlich ließ er unter seinem Mantel hervor eine Wachtel fliegen und versprach dem Wiederbringer eine große Belohnung. Sofort stürzte die Menge hinter der Wachtel her. Alkibiades aber lachte über die Thorheit des Volkes.

Wie andere Jünglinge schloß auch er sich dem Sokrates an, den er wegen seiner Weisheit aufs höchste verehrte. Sokrates gewann den reichbegabten Jüngling lieb und suchte sein Streben auf alles Schöne und Edle zu lenken. Beide machten gemeinsam den Feldzug gegen Potidaia mit. Beim Zusammenstoß mit dem Feinde wurde Alkibiades nach tapfrer Gegenwehr verwundet und geriet in die größte Gefahr. Sokrates aber schützte ihn mit seinem Schilde und rettete ihm so das Leben. Diese That vergalt Alkibiades seinem Lehrer in der für die Athener unglücklichen Schlacht bei Delion. Hier wurde Sokrates hart von den Feinden bedrängt; da sprengte Alkibiades heran und verteidigte seinen geliebten Lehrer.

Bald hernach schlossen die Athener Frieden mit ihren Feinden. Aber Alkibiades suchte das Volk wieder zu einem Kriege aufzureizen, um sich Feldherrnruhm erwerben zu können. Dazu bot sich bald Gelegenheit. Es kamen nämlich Gesandte von Segesta nach Athen und baten in der Volksversammlung um Unterstützung gegen das

eroberungssüchtige Syrakus. Da wußte es Alkibiades durch seine glänzende Beredsamkeit dahin zu bringen, daß die Hilfe zugesagt wurde. Athen rüstete eine sehr prächtige Flotte aus und stellte dieselbe unter die Anführung des Nikias, Lamachos und Alkibiades. Kaum aber war die Flotte abgesegelt, als Alkibiades, die Seele des ganzen Unternehmens, nach Athen zurückberufen wurde. Hier nämlich waren kurz vor dem Auslaufen der Flotte in einer Nacht alle Statuen des Gottes Hermes (Mercur) umgestürzt. Der Verdacht richtete sich gegen Alkibiades. Er wurde deshalb von seinen Feinden vor Gericht angeklagt. Ein Schiff wurde abgeschickt, um ihn nach Athen zur Verantwortung zurückzuholen. Alkibiades leistete auch zunächst dem Befehl der Athener willig Folge, entfloh aber unterwegs und begab sich zu den Todfeinden derselben, den Spartanern. Nun hielten seine Mitbürger seine Schuld für erwiesen und verurteilten ihn zum Tode. Als Alkibiades hiervon Kunde erhielt, sagte er lachend: „Ich werde ihnen zeigen, daß ich noch lebe". In Sparta lebte er streng nach den Gesetzen des Lykurg, badete täglich im Eurotas, nahm an den militärischen Übungen der Spartaner teil und gewann so die Gunst derselben. Auf seinen Rat sandten die Spartaner den bedrängten Syrakusanern Hilfe. Hierdurch wurde die Lage auf Sicilien völlig verändert. Während die Athener bisher mit glücklichem Erfolg gekämpft hatten, wurden ihnen jetzt alle Vorteile entrissen, und sie selbst in die größte Bedrängnis gebracht. Schließlich mußte sich das ganze Heer samt der Flotte ergeben. Die Feldherren wurden hingerichtet, die Soldaten zu lebenslänglicher Zwangsarbeit in den Steinbrüchen von Syrakus verurteilt. So hatte das Unternehmen, auf welches die Athener ungeheure Kosten verwandt hatten, das traurigste Ende genommen.

Alkibiades war mit dieser Rache noch nicht zufrieden. Auf seine Veranlassung besetzten unerwartet die Spartaner den kleinen Ort Dekeleia mitten in Attika und verwüsteten von hier aus das athenische Gebiet. Ferner brachte er ein Bündnis zwischen den Spartanern und dem persischen Satrapen Tissaphernes zu stande.

Bald aber machte er sich auch in Sparta Feinde und mußte fliehen. Er begab sich nun zum Tissaphernes und reizte diesen jetzt gegen die Spartaner auf, um sich so die Athener wieder geneigt zu machen. Dies gelang ihm auch glücklich. Das athenische Volk übertrug ihm den Oberbefehl über die Flotte. Mit dieser erfocht Alkibiades einen herrlichen Sieg bei Kyzikos. Die Spartaner hatten in der Schlacht so schwere Verluste erlitten, daß sie den lakonischen Bericht nach Hause sandten: „Der Anführer tot, die Mannschaft hungert,

wir wissen nicht, was wir thun sollen.“ Jetzt kehrte Alkibiades mit reicher Beute nach Athen zurück, wo er vom Volke mit großem Jubel empfangen wurde. Die Athener hoben feierlichst das Todesurteil gegen ihn auf. Doch das Glück sollte nicht lange dauern. Alkibiades war mit seiner Flotte nach Kleinasien zurückgesegelt. Hier übertrug er seinem unfähigen Steuermann Antiochos den Oberbefehl, während er sich auf einige Zeit zur Eintreibung von Geld und Verpflegungsmitteln von der Flotte entfernte. Doch verbot er dem Antiochos ausdrücklich, sich in einen Kampf mit dem Feinde einzulassen. Dennoch nahm dieser eine Schlacht an und erlitt eine Niederlage. Als die Kunde hiervon nach Athen kam, maß das Volk alle Schuld dem Alkibiades bei und entsetzte ihn seiner Würde Tief gekränkt ging er in die Verbannung nach Thrakien.

Noch einmal bot er den Athenern seine Dienste an. Als die athenische Flotte an der Küste von Thrakien ankerte, begab er sich zu den athenischen Feldherren, um diese auf ihre nachteilige Stellung aufmerksam zu machen. Sein Rat aber blieb unbefolgt, und die Athener erlitten bald darauf eine so furchtbare Niederlage, daß sie die Oberherrschaft der Spartaner anerkennen mußten. Jetzt sann Alkibiades darauf, seine Vaterstadt von dem Joche der Spartaner zu befreien. Er wollte sich zum Perserkönig begeben, um dessen Unterstützung für Athen zu erlangen. Als die Spartaner hiervon hörten, sandten sie Meuchelmörder aus, um ihn aus dem Wege zu räumen Diese umstellten des Nachts sein Landhaus und zündeten es an. Das Knistern des Feuers schreckte den Alkibiades aus dem Schlafe auf. Er stürzte bewaffnet aus dem Hause, wurde aber aus der Ferne von den Pfeilen der Mörder niedergestreckt.

Sokrates († 399 v. Chr.).

Sokrates war der Sohn des athenischen Bildhauers Sophroniskos. Er hatte die Kunst seines Vaters erlernt, in seinem späteren Leben aber beschäftigte er sich mit der Erziehung der Jugend. Verheiratet war er mit Xanthippe, einer sehr zänkischen Frau, nach der noch heutigen Tages alle bösen Frauen Xanthippen genannt werden. Sokrates ertrug die üblen Launen seiner Frau mit größter Geduld. Als sie ihn eines Tages wieder tüchtig gescholten hatte, stand er endlich auf und verließ das Haus. Darüber aber wurde sie erst recht böse, ergriff einen Topf mit Wasser und schüttete denselben über ihn aus. Da sagte Sokrates gelassen: „Dacht' ichs

doch, daß auf ein solches Donnerwetter noch ein Regenguß folgen werde."

Die Pflichten gegen den Staat erfüllte Sokrates stets auf das treueste und suchte auch seine Schüler zum Gehorsam gegen die Gesetze zu erziehen. Er nahm teil an mehreren Feldzügen der Athener und ging in der Ertragung von Strapazen allen mit gutem Beispiel voran. In dem Kriege gegen Potidaia war der Winter so rauh, daß niemand ohne Fußbekleidung ausging. Trotzdem sah man den Sokrates ohne Schuhe und in seiner gewöhnlichen Kleidung.

Seine Schüler hingen mit großer Liebe und Verehrung an ihm, obgleich er sie bei jeder Gelegenheit auf ihre Fehler aufmerksam machte und zur Besserung ermahnte. Er wußte sie so durch seinen Unterricht zu fesseln, daß etliche große Mühen ertrugen, um nur ihren geliebten Lehrer zu hören. Der wißbegierige Antisthenes ging täglich eine Stunde Weges, um an dem Unterrichte des Sokrates teilnehmen zu können. Eukleides aus Megara schlich sich abends in Weiberkleidern durch das Thor Athens, um mit Sokrates zusammen zu sein, obwohl die Athener den Bewohnern Megaras bei Todesstrafe den Eintritt in ihre Stadt verboten hatten. Sokrates lehrte aber nicht, wie die andern Weisheitslehrer, für Geld und auch nicht in einem bestimmten Hause, sondern erteilte seinen Unterricht umsonst und auf Spaziergängen, auf dem Markte, oder wo er sich sonst gerade befand. Besonders wies er seine Schüler darauf hin, daß in der Brust eines jeden Menschen sich eine innere Stimme befinde, die ihm sage, was gut oder böse sei. Diese Stimme nannte Sokrates seinen Gott und sagte, daß dieser Gott höher stehe, als alle Götter, welche die Athener verehrten. Er riet seinen Schülern, stets auf diesen Gott zu hören, dann würden sie auf dem Wege der Tugend bleiben. Er selbst ging ihnen durch ein reines und tadelloses Leben mit dem besten Beispiele voran.

So lehrte Sokrates die athenische Jugend bis in sein siebzigstes Jahr. Da er aber ohne Scheu stets die Wahrheit verteidigte und Irrtum und Unrecht mutig bekämpfte, so zog er sich viele Feinde zu. Diese erhoben die Anklage gegen ihn, daß er die Jugend verderbe und die Verehrung neuer Götter einführe. Bei seiner Verteidigung suchte Sokrates nicht durch Thränen oder Bitten das Mitleid der Richter zu erwecken, sondern wies ihnen sein vergangenes Leben nach. Aber sie schenkten seinen Worten keinen Glauben. Als sie ihn dann fragten, welche Strafe er sich selbst zuerkenne, sagte er, daß er sich für würdig erachte, auf Kosten des Staates im Prytaneion (Rathaus) gespeist zu werden. Solche Ehre wurde nur Männern zu teil,

welche sich um den Staat große Verdienste erworben hatten. Durch diese freimütige Antwort erbitterte Sokrates seine Richter so, daß sie ihn zum Tode durch den Giftbecher verurteilten.

Sokrates hörte das Urteil mit ruhiger Fassung an und wurde dann in das Gefängnis abgeführt. Hier verbrachte er noch dreißig Tage, bis die Vollstreckung des Urteils erfolgte. Diese Zeit benutzte einer seiner Schüler, um ihm durch Bestechung des Kerkermeisters zur Flucht zu verhelfen. Sokrates jedoch wies den Vorschlag zurück, da es Pflicht des Bürgers sei, den Gesetzen des Staates zu gehorchen. Dann führte er noch täglich mit seinen Schülern tiefe und ernste Gespräche über die Unsterblichkeit der Seele. Als ihm der Giftbecher gebracht wurde, fragte er, wie er sich verhalten müsse. Der Diener sagte: „Du mußt trinken und dich dann niederlegen." Sokrates leerte nun mit ruhiger Heiterkeit den Giftbecher. Dann legte er sich, wie ihm geheißen war, nieder, und als das Gift zu wirken anfing, zog er den Mantel über sein Haupt. Noch einmal schlug er denselben zurück und sagte zu seinem Schüler Kriton: „Ich bin dem Gotte Asklepios einen Hahn schuldig, vergiß nicht, ihn zu opfern." Das waren seine letzten Worte. So starb der beste, weiseste und gerechteste aller Griechen.

Epameinondas († 362 v. Chr.).

Epameinondas, ein Thebaner, stammte aus einem angesehenen, aber armen Geschlechte. Dennoch genoß er eine gute Erziehung. Er beschäftigte sich eingehend mit den Wissenschaften und war ein großer Kenner der Musik. Daneben vernachlässigte er auch nicht die Leibesübungen und erwarb sich im Gebrauche der Waffen große Geschicklichkeit. Er zeichnete sich durch Herzensgüte, Sanftmut und Bescheidenheit aus. Seine Sitten waren edel und rein. Seine Aufrichtigkeit war so groß, daß er auch nicht im Scherze die Unwahrheit sagte.

Nach Reichtum hat er nie gestrebt, sondern bis zu seinem Tode in Armut gelebt. Er hatte nur einen Mantel im Besitze und mußte daher zu Hause bleiben, wenn dieser gerade gewaschen wurde. Sein treuer Freund Pelopidas, der große Reichtümer besaß, hätte ihm gern aus seiner bedrängten Lage geholfen, aber Epameinondas nahm nie eine Unterstützung von ihm an. Als ein persischer Gesandte ihm einst eine große Geldsumme anbot, wies er dieselbe mit den Worten zurück: „Sind die Absichten deines Königs meinem Vaterlande nützlich, so bedarf es nicht des Geldes, denn ich werde

umsonst seinen Willen thun. Ist aber das Gegenteil der Fall, so hat er nicht Gold und Silber genug, denn für alle Schätze der Erde werde ich mein Vaterland nicht verraten. Ich verzeihe dir, daß du mich verkannt und für deinesgleichen gehalten hast; aber verlaß schleunig unsere Stadt, damit du nicht bei anderen versuchest, was dir bei mir mißlungen ist."

Er war so bescheiden, daß er sich nie um ein öffentliches Amt bewarb. Doch kam bald eine Zeit, in welcher ihn seine Mitbürger an die Spitze des Staates beriefen. Es hatten nämlich die Spartaner eines Tages mitten im Frieden mit Gewalt die Kadmeia, die Burg von Theben, besetzt und ein Schreckensregiment in der Stadt eingeführt. Viele Thebaner mußten deshalb aus der Stadt fliehen, unter ihnen auch Pelopidas. Diese Verbannten fanden in Athen Aufnahme und verschworen sich, ihre Vaterstadt von dem spartanischen Joche zu befreien. Als Jäger verkleidet gelangten sie eines Abends in die Stadt und töteten die spartanisch gesinnten Thebaner. Am andern Morgen riefen sie das Volk zu den Waffen auf. Epameinondas hielt vor der versammelten Menge eine begeisterte Rede, in welcher er die herrliche That des Pelopidas und seiner Genossen pries. Die spartanische Besatzung auf der Burg wurde nun eingeschlossen und mußte sich schließlich ergeben.

Die Spartaner suchten die ihnen entrissene Stadt wieder zu gewinnen und begannen einen Krieg mit den Thebanern. Letztere stellten den Epameinondas und Pelopidas an die Spitze ihrer Truppen. Der Spartanerkönig Kleombrotos rückte mit einem Heere von 25000 Mann gegen Theben vor. Diesem konnten die Thebaner nur 11000 Mann entgegenstellen. Bei Leuktra, in der Nähe von Plataiai, kam es zur Schlacht (371). Epameinondas hatte sein Heer nach einer neuen, „der schiefen oder keilförmigen", Schlachtordnung aufgestellt, welche die Spartaner trotz ihrer Übermacht nicht zu durchbrechen vermochten. Es war das erste Mal, daß dieselben im offenen Felde eine Niederlage erlitten. Kleombrotos und viele seiner Spartaner blieben auf dem Schlachtfelde.

Großer Jubel entstand in ganz Griechenland über diesen herrlichen Sieg, dagegen herrschte in Sparta tiefe Trauer. Epameinondas drang nun mit seinem Heere in den Peloponnes ein, um die Spartaner in ihrem eigenen Lande anzugreifen. Unaufhaltsam rückte er gegen den Eurotas vor und setzte an der Spitze seines Heeres über den stark angeschwollenen Fluß. In Sparta rief das Herannahen des Feindes das größte Entsetzen hervor, denn noch nie vorher hatten die lakonischen Weiber den Rauch eines feindlichen

Lagerfeuers aufsteigen sehen. Da aber wurde der greise König Agesilaos der Retter der Stadt, indem er mit der größten Umsicht die Verteidigung leitete und glücklich alle Angriffe abschlug.

Als Epameinondas von diesem Zuge nach Theben zurückkehrte, klagten ihn seine Feinde an, daß er vier Monate über die gesetzliche Zeit den Oberbefehl behalten habe. Er gab zu, daß er nach dem Gesetze den Tod verdient habe, verlangte aber von den Richtern, sein Verdammungsurteil folgendermaßen abzufassen: „Die Thebaner haben den Epameinondas zum Tode verurteilt, weil er sie bei Leuktra zwang, die Spartaner, denen sie vorher nicht unter die Augen zu treten wagten, zu besiegen; weil er das Vaterland gerettet, Sparta belagert und Griechenland befreit hat." Hierdurch wurden die Richter beschämt und sprachen ihn frei. Epameinondas machte noch wiederholte Einfälle in den Peloponnes. Beim letzten Zuge kam es zu der entscheidenden Schlacht bei Mantineia (362). Lange schwankte der Kampf, endlich brachte Epameinondas an der Spitze seiner besten Truppen die feindlichen Reihen zum Weichen. Da traf den Helden ein feindlicher Wurfspeer in die Brust, daß er todwund zu Boden sank. Die Seinen trugen ihn aus dem Kampfgetümmel in das Lager. Hier erklärten die Ärzte, er werde sterben, sobald man die Waffe aus der Wunde ziehe. Epameinondas fragte, ob sein Schild gerettet sei; man zeigte ihm denselben. Darauf fragte er nach dem Ausgange der Schlacht. Als man ihm sagte, daß die Thebaner gesiegt hätten, sprach er: „Ich habe genug gelebt, denn ich sterbe unbesiegt." Nun befahl er, den Speer aus der Wunde zu ziehen. Einer seiner Freunde rief schmerzlich aus: „O daß du doch wenigstens Söhne hinterließest!" da antwortete Epameinondas: „Ich hinterlasse ja zwei unsterbliche Töchter, Leuktra und Mantineia." Dann gab er seinen Geist auf.

Demosthenes († 322 v. Chr.).

Demosthenes war der Sohn eines reichen Waffenschmiedes zu Athen. Schon im siebenten Jahre verlor er den Vater, und seine Erziehung leiteten von jetzt ab seine Vormünder. Diese aber vernachlässigten seine Ausbildung und veruntreuten sein Vermögen. Einst hörte Demosthenes einen berühmten Redner. Die versammelte Menge lauschte begierig den Worten desselben; als er geendigt hatte, wurde ihm allgemeiner Beifall zu teil, und im Triumphe wurde er von den Anwesenden nach Hause geleitet. Dieser Vorgang machte auf den jungen Demosthenes einen so tiefen Eindruck, daß er den festen Vorsatz faßte, ebenfalls die Rednerlaufbahn einzuschlagen.

Er nahm nun Unterricht bei den besten Lehrern der Beredsamkeit und studierte mit Eifer die Werke berühmter griechischer Schriftsteller. Dann trat er zunächst mit einer Anklage gegen seine gewissenlosen Vormünder auf und setzte vor Gericht durch, daß sie zur Wiedererstattung des Vermögens verurteilt wurden.

Bald hernach machte er den Versuch, öffentlich vor dem Volke als Redner aufzutreten. Aber dies mißlang völlig. Er wurde von der zuhörenden Menge ausgelacht und ausgepfiffen. Denn er hatte eine schwache Stimme und litt an kurzem Atem. Auch stotterte er und konnte das R nicht deutlich sprechen. Dazu kam noch, daß sein Geberdenspiel unbeholfen war. Mißmutig und niedergeschlagen kehrte er nach Hause zurück. Tiefbetrübt klagte er sein Leid seinem Freunde Satyros, einem Schauspieler. Dieser forderte ihn auf, ihm eine Stelle aus einem griechischen Dichter vorzulesen. Demosthenes that es, und nun deklamierte Satyros dieselben Verse mit solchem Ausdruck und so lebendigem Mienenspiele, daß Demosthenes eine ganz andere Stelle zu hören glaubte. Da erkannte Demosthenes, was ihm noch zu einem tüchtigen Redner fehlte, und war nun eifrigst bestrebt, seine Ausbildung zu vervollkommnen. Um von seinem Stottern geheilt zu werden, nahm er Kieselsteine in den Mund und versuchte so, laut und deutlich zu sprechen. Um seine schwache Stimme und Brust zu stärken, ging er laut redend bergan oder suchte am Meeresstrande das Tosen der Wellen zu überschreien. Endlich bezog er ein unterirdisches Gemach und bemühte sich unablässig, vor einem Spiegel sein Geberdenspiel zu vervollkommnen. Damit er durch nichts von seinen Übungen abgehalten würde, zwang er sich auf eine Zeitlang das Zimmer nicht zu verlassen, indem er sich eine Seite des Kopfes kahl scheren ließ. Diese Anstrengungen hatten den besten Erfolg. Als er das nächste Mal vor dem Volke auftrat, erntete er reichen Beifall. Von nun an wuchs sein Ruhm, und bald wurde er der größte Redner Griechenlands.

Damals strebte Philipp, König von Makedonien, danach, sich die Oberherrschaft über ganz Griechenland durch List und Gewalt zu erringen. Überall suchte er sich durch Bestechung in den einzelnen Staaten Anhänger zu verschaffen, welche das Volk nach und nach auf seine Seite ziehen sollten. Sein Ausspruch war, keine Mauer sei so hoch, daß sie nicht ein mit Gold beladener Esel übersteigen könne. So hatte er auch angesehene Männer in Athen für sich gewonnen, welche seine Sache beim Volke vertreten mußten. Demosthenes erkannte, welche Gefahr seine Vaterstadt bedrohe. Er suchte daher in einer Anzahl von Reden (philippische Reden) seine Mitbürger auf

die geheimen Absichten Philipps aufmerksam zu machen. Trotzdem aber sahen die Athener unthätig zu, wie dessen Macht von Tag zu Tag größer wurde. Zu spät erkannten sie, wie richtig Demosthenes die Absichten Philipps durchschaut hatte. Unerwartet, mitten im Frieden, rückte dieser mit einem Heere durch die Thermopylen in Griechenland ein. Die Athener gerieten darüber in die größte Bestürzung. Demosthenes suchte sie auch jetzt noch zu thatkräftigem Handeln anzufeuern. Auf seinen Rat wurde schleunigst ein Heer ausgerüstet. Er selbst begab sich nach Theben und gewann durch seine Begeisterung die Thebaner für ein Bündnis mit den Athenern. Auch noch andere griechische Staaten traten diesem Bündnis bei. Bei Chaironeia trafen die vereinigten griechischen Truppen mit dem makedonischen Heere zum Entscheidungskampf zusammen (338). Die Griechen kämpften mit größter Tapferkeit, aber sie wurden schlecht geführt und erlagen so der Kriegskunst Philipps. Diesem rieten nun seine Feldherren, gegen Athen vorzurücken und dasselbe zu zerstören, doch Philipp sagte: „Ich habe soviel für den Ruhm gethan, und sollte diesen Schauplatz des Ruhmes zerstören?" Er gewährte großmütig den Athenern einen billigen Frieden, gab ihnen ohne Lösegeld alle Gefangenen frei und verlangte nur von ihnen die Anerkennung seiner Oberhoheit. Demosthenes blieb auch jetzt noch in höchstem Ansehen bei seinen Mitbürgern. Sie beauftragten ihn, die öffentliche Leichenrede für die bei Chaironeia Gefallenen zu halten.

Nach dem Tode Alexanders des Großen, des Sohnes und Nachfolgers Philipps, suchte Demosthenes seinen Mitbürgern die Freiheit zu verschaffen. Noch einmal feuerte er sie zum Kriege gegen die Makedonier an. Aber auch diesmal unterlagen die Athener. Nun verlangte der makedonische Statthalter Antipater die Auslieferung des Demosthenes. Dieser entkam nach der kleinen Insel Kalauria und suchte Schutz im Tempel des Poseidon (Neptun). Die makedonischen Häscher fanden ihn auch hier auf. Als Demosthenes sah, daß kein Entrinnen mehr möglich war, nahm er das Gift, welches er in seinem Griffel bei sich führte, und war in wenigen Augenblicken eine Leiche. Sterbend sprach er zu seinen Verfolgern: „Diesen Leib bringet dem Antipater, den Demosthenes werdet ihr nicht hinbringen."

Alexander der Große (336—323 v. Chr.).

Alexander der Große war der Sohn und Nachfolger Philipps, Königs von Makedonien. Er wurde am 21. Juli des Jahres 356

zu Pella geboren, in derselben Nacht, in welcher Herostratos den berühmten Tempel der Artemis (Diana) zu Ephesos in Brand steckte, um sich durch diese Schandthat einen Namen zu machen. Philipp ließ seinen, mit scharfem Verstand begabten, Sohn von dem größten Gelehrten des Altertums, Aristoteles, erziehen. Derselbe entwickelte in dem jungen Alexander die guten Anlagen und bildete ihn für alles Schöne und Gute heran. Besonders liebte Alexander die griechischen Dichter. Die Gesänge Homers, von denen er eine Abschrift stets mit sich führte, konnte er fast ganz auswendig. Des Knaben Vorbild war Achilleus; er sehnte sich danach, ähnliche Thaten, wie dieser, auszuführen. Seine Ruhmbegierde war sehr groß. So sagte er einst auf die Nachricht von dem Siege seines Vaters: „Ach, mein Vater wird noch alles erobern und mir nichts zu thun übrig lassen". Als man ihn aufforderte, an den olympischen Wettspielen teilzunehmen, erwiderte er: „Ja, wenn ich mit Königen um die Wette laufen könnte".

Einst wurde seinem Vater ein feuriges und schönes Pferd, Bukephalos (Stierkopf) genannt, für eine sehr hohe Summe zum Kauf angeboten. Als man es reiten wollte, zeigte es sich, daß es sehr wild war und niemanden aufsitzen ließ. Es sollte schon fortgeführt werden, da bat der junge Alexander, noch einmal einen Versuch wagen zu dürfen. Er hatte bemerkt, daß das Pferd sich vor seinem eigenen Schatten fürchtete. Darum führte er es gegen die Sonne, streichelte und liebkoste es und schwang sich dann plötzlich auf seinen Rücken. Als das Pferd den Reiter spürte, rannte es in rasendem Galopp über das Feld dahin. Alle zitterten für das Leben des kühnen Jünglings. Bald aber lenkte Alexander zum Erstaunen aller das Pferd um, welches nun willig dem Zügel gehorchte. Philipp umarmte seinen Sohn gerührt mit den Worten: „Suche dir ein anderes Königreich, Makedonien ist für dich zu klein".

An der Schlacht bei Chaironeia nahm Alexander teil und kämpfte mit großer Tapferkeit. Er befehligte den linken Flügel des makedonischen Heeres und warf die gegenüberstehenden Thebaner durch einen ungestümen Angriff in die Flucht.

Nach der Ermordung Philipps bestieg er, kaum zwanzig Jahre alt, den makedonischen Königsthron (336). Die Thebaner glaubten, daß jetzt der günstige Augenblick für sie gekommen sei, die makedonische Herrschaft abzuschütteln. Sie empörten sich und verjagten die makedonische Besatzung. Mit Windesschnelle eilte jedoch Alexander mit einem Heere herbei, erstürmte die Stadt und machte sie dem Erdboden gleich. Nur das Haus, welches der Dichter Pindar vormals bewohnt hatte, blieb verschont. So ehrte

Alexander das Andenken des Mannes, welcher die Sieger in den griechischen Wettspielen in seinen Gedichten verherrlicht hatte.

Nun begab sich Alexander nach Korinth. Hier wurde er von den versammelten Griechen zum Oberfeldherrn gegen die Perser ernannt. In Korinth war es auch, wo er den wunderlichen Weltweisen Diogenes kennen lernte. Dieser hatte sich zum Grundsatz gemacht, so wenig als möglich zu bedürfen. Er trug einen alten, zerrissenen Mantel, ging barfuß und wohnte in einer Tonne. Die nötigsten Lebensmittel bettelte er sich zusammen und seinen Durst stillte er, indem er mit einem hölzernen Becher Wasser aus einem Brunnen schöpfte. Einst sah er ein Kind aus der hohlen Hand trinken, da warf er auch den Becher als ein überflüssiges Gerät von sich. Als Alexander mit seinem Gefolge zu ihm trat, saß er gerade vor der Tonne und sonnte sich. Alexander unterhielt sich längere Zeit mit ihm und freute sich über seine treffenden Antworten. Beim Fortgehen fragte er ihn: „Kann ich dir eine Gunst erweisen?" „O ja", entgegnete Diogenes, „geh mir ein wenig aus der Sonne". Alexanders Begleiter bezeigten über diese Antwort großen Unwillen, der König aber sagte: „Wenn ich nicht Alexander wäre, möchte ich wohl Diogenes sein".

Bevor Alexander den Zug gegen die Perser antrat, wollte er den Rat des delphischen Orakels einholen. Als er aber nach Delphi kam, war gerade das Orakel geschlossen. Da schleppte er die Priesterin mit Gewalt zu dem heiligen Dreifuß. Diese rief entsetzt aus: „Mein Sohn, du bist unwiderstehlich!" Sofort ließ Alexander von ihr ab, indem er erklärte, daß er mit diesem Ausspruch völlig zufrieden sei.

Im Frühling des Jahres 334 begann Alexander endlich den großen Perserzug. Nachdem er mit seinem, 35000 Mann starken, Heere den Hellespont überschritten hatte, besuchte er das Schlachtfeld von Troja und bekränzte das Grabmal des Achilleus. Darauf zog er weiter bis zum Flusse Granikos. Jenseits desselben stand ein persisches Heer, um ihn am Übergange zu hindern. Alexander aber stürzte sich ohne Bedenken an der Spitze seiner Makedonier in den Fluß und gelangte glücklich an das jenseitige Ufer. Hier entspann sich ein heißer Kampf. In dem wilden Schlachtgetümmel geriet Alexander in große Lebensgefahr. Zwei persische Heerführer drangen auf ihn ein. Nach tapferer Gegenwehr erhielt er einen Hieb über den Kopf, daß ihm der Helm zersprang. Während er sich nun gegen den einen der beiden Angreifer wandte, holte der andere zum Todesstreiche gegen sein unbeschütztes Haupt aus. In

diesem Augenblicke eilte rechtzeitig der wackere Kleitos herbei und trennte dem Perser mit einem fürchterlichen Hiebe Arm und Schwert zugleich vom Leibe. Bald war ein glänzender Sieg errungen: das persische Lager mit vielen Kostbarkeiten fiel in die Hände der Makedonier.

Nun wandte sich Alexander weiter südwärts und gelangte nach der Stadt Tarsos, welche vom Kydnos durchströmt wird. Stark erhitzt kam er hier an und beging die Unvorsichtigkeit, sich sofort in dem kalten Flusse zu baden. Infolge hiervon befiel ihn ein heftiges Fieber, so daß sein Leben in großer Gefahr schwebte. Die Krankheit steigerte sich dermaßen, daß die Ärzte ihn bereits aufgaben. Da erklärte sich der griechische Arzt Philippos bereit, die Krankheit durch ein entscheidendes Mittel zu heben. Bevor Alexander aber die Arznei genommen hatte, erhielt er von seinem Feldherrn Parmenion einen Brief folgenden Inhalts: „Traue dem Arzt Philippos nicht, denn er soll von Dareios mit vielem Gelde gewonnen sein, dich durch Gift aus dem Wege zu räumen“. Alexander las den Brief und legte ihn unter sein Kopfkissen. Als Philippos mit der Arznei eintrat, trank der König dieselbe ohne Bedenken und gab gleichzeitig dem Arzte den Brief. Dieser rief die Götter zu Zeugen seiner Unschuld an, und der Ausgang zeigte, daß Alexanders Vertrauen gerechtfertigt war. Denn bald wich die Krankheit, und schon nach wenigen Tagen konnte Alexander an der Spitze seines Heeres den Marsch fortsetzen.

Unterdes war der Perserkönig selbst mit einem Heere von 600000 Mann herangerückt. Alexander wandte sich gegen ihn, und in der kleinen Küstenebene bei Issos kam es zu einer entscheidenden Schlacht (333). Trotz ihrer bedeutenden Übermacht erlitten die Perser eine furchtbare Niederlage und wandten sich zu wilder Flucht. Dareios selber mußte seinen Sichelwagen, nebst Mantel, Schild und Bogen, im Stiche lassen und entkam nur mit Mühe auf einem schnellen Pferde seinen Verfolgern. Dagegen fiel das ganze Lager, sowie die Mutter des Dareios, seine Gemahlin und zwei seiner Töchter in die Hände des Siegers. Alexander behandelte die Angehörigen des Perserkönigs mit größter Ehrerbietung. Als Dareios hiervon hörte, rief er aus: „O, ihr Götter, erhaltet mir mein Reich, um mich dankbar bezeigen zu können. Habt ihr aber beschlossen, mir dasselbe zu nehmen, so gebet es keinem andern, als dem Könige von Makedonien!“

Nach der Schlacht bei Issos zog Alexander mit seinem Heere nach Ägypten, wo die Einwohner schon lange die Herrschaft der

Perser mit Unwillen ertrugen. Sie jubelten deshalb Alexander als ihrem Befreier entgegen und erkannten ihn bereitwilligst als ihren Herrscher an. Hier in Ägypten gründete Alexander an der Nilmündung die nach ihm benannte Stadt Alexandreia, welche infolge ihrer günstigen Lage rasch emporblühte. Endlich benutzte er seinen Aufenthalt in Ägypten, um dem Tempel des Gottes Ammon einen Besuch abzustatten. Dieses uralte Heiligtum, mit welchem ein berühmtes Orakel verbunden war, lag mitten in der Sandwüste Libyens. Der Weg dahin war höchst beschwerlich. Trotzdem unternahm Alexander den Zug und gelangte glücklich zum Ammonstempel. Dort erfuhr er von den Priestern, daß er ein Sohn des Zeus (Jupiter) sei. Als das Gerücht hiervon sich unter seinen Soldaten verbreitete, sahen sie mit um so größerer Bewunderung und Ehrfurcht zu ihm empor und folgten ihm von nun an noch bereitwilliger in allen Gefahren.

Während Alexander sich in Ägypten aufhielt, hatte Dareios von neuem ein großes Heer zusammengezogen, mit welchem er hinter dem Euphrat, bei Gaugamela, nicht weit von Arbela, Stellung genommen hatte. Sobald Alexander hiervon Kunde erhielt, rückte er ihm entgegen. Sein Feldherr Parmenion riet wegen der zahllosen Menge der Feinde zu einem nächtlichen Angriffe. Doch Alexander erklärte, es gezieme ihm nicht, den Sieg zu stehlen. In der Nacht vor dem Schlachttage schlief er so fest, daß er von Parmenion am Morgen geweckt werden mußte: „O König", sprach dieser, „du schläfst ja so ruhig, als ob wir schon gesiegt hätten." „Und haben wir nicht so gut wie gesiegt", antwortete Alexander, „da wir nun endlich den Feind vor uns haben und ihn nicht erst durch Wüsten aufsuchen müssen?" In der Schlacht leisteten die Perser verzweifelten Widerstand, doch endlich erlagen sie dem ungestümen Ansturm und der besseren Kriegskunst Alexanders (331). Jetzt öffneten die Hauptstädte des Perserreichs, Babylon, Susa, Persepolis, dem Sieger ihre Thore. Unermeßliche Schätze wurden in denselben erbeutet.

Alexander brach dann zur Verfolgung des Dareios auf, welcher sich in die östlichen Provinzen seines Reiches geflüchtet hatte. In Eilmärschen rückte das Heer bei brennender Sonnenhitze durch öde Gegenden. Unterwegs erfuhr man, daß Bessos, der Statthalter von Baktrien, den König Dareios gefangen genommen hatte und ihn mit sich fortführte. Auf die Nachricht hiervon ließ Alexander sein Fußvolk zurück und setzte die Verfolgung mit einem Trupp Reiter fort. Schon hatte man fast den Verräter eingeholt, da beschloß dieser, sich des Dareios zu entledigen, um besser fliehen zu können. Er und seine

Gefährten brachten dem unglücklichen König mehrere Dolchstiche bei und ließen ihn dann am Wege liegen. Hier fanden den Sterbenden Alexanders Reiter. Er bat sie um einen Trunk Wasser; ein Makedonier brachte ihm etwas in seinem Helm. Der Sterbende dankte und sagte: „Freund, es ist das höchste meiner Leiden, daß ich dir deine Wohlthat nicht vergelten kann. Aber Alexander wird sie dir vergelten, und ihn werden die Götter für die Großmut belohnen, die er meiner Mutter, meiner Gemahlin und meinen Kindern erwiesen hat. Ich reiche ihm hier durch dich meine Rechte." Darauf verschied er. Als Alexander herbeikam, weinte er an der Leiche seines unglücklichen Feindes. Er ließ dieselbe in feierlicher Weise in der Königsgruft von Persepolis beisetzen. Bessos aber, welcher ihm bald hernach in die Hände fiel, wurde unter grausamen Martern hingerichtet.

Jetzt bestieg Alexander als der Nachfolger des Dareios den persischen Königsthron. Um sich nun bei seinen persischen Unterthanen beliebt zu machen, nahm er asiatische Tracht und Sitten an und vermählte sich mit der persischen Fürstentochter Roxane. Auch ließ er viele junge Perser an seinen Hof kommen, wo sie in der griechischen Sprache und in der makedonischen Kriegskunst unterrichtet wurden. Ferner verlangte er von seinen Makedoniern, daß sie nach Sklavenart, wie es bei den persischen Großkönigen Sitte gewesen war, vor ihm niederknien sollten. Durch solche Handlungsweise erbitterte er seine besten Freunde. Es kam daher in seiner Umgebung zu einer Verschwörung, um welche auch der greise Parmenion und sein Sohn Philotas wußten. Die Verschwörung wurde entdeckt, und die Beteiligten wurden hingerichtet. Auch Parmenion und Philotas mußten ihr Vergehen mit dem Tode büßen. Durch diese grausame Strenge entfremdete sich Alexander die Gemüter seiner Makedonier nur noch mehr. Selbst seine herrlichen Ruhmesthaten fanden bei ihnen nicht mehr den gebührenden Beifall. Einst priesen Schmeichler bei einem Gastmahl, als der Wein die Gemüter erhitzt hatte, den Alexander als den größten Helden, der jemals gelebt habe. Da trat Kleitos auf und stellte die Thaten Philipps höher, als die des Alexander. Hierdurch aufs höchste gereizt, fuhr Alexander voll Zorn von seinem Sitze empor. Man fürchtete für das Leben des Kleitos und führte ihn aus dem Saale hinweg. Aber er kehrte wieder zurück und stieß neue Schmähreden aus. Da übermannte Alexander die Wut. Er riß einem Leibwächter die Lanze aus der Hand und stieß seinen Lebensretter nieder. Als ihm das Blut entgegen spritzte, war schnell sein Zorn und Rausch verschwunden. Schrecken erfaßte ihn über

seine eigene That. Drei Tage und drei Nächte blieb er in seinem Zelte und wies Speise und Trank zurück. Unter Thränen wälzte er sich schlaflos auf seinem Lager und rief unaufhörlich den Namen des Kleitos.

Es war ein Glück für ihn, daß bald darauf seine Gedanken durch einen Kriegszug nach dem Wunderlande Indien abgelenkt wurden. Mit einem Heere von 120 000 Mann brach er im Sommer des Jahres 327 auf und drang unter vielen, heftigen Kämpfen bis an den Indos vor. Nachdem er diesen überschritten hatte, traf er auf ein zahlreiches, feindliches Heer unter dem indischen König Poros. Es kam zu einer heißen Schlacht, in welcher er zuletzt Sieger blieb. Der greise Poros, in goldener Rüstung, auf einem mächtigen Elefanten reitend, kämpfte mit der größten Tapferkeit. Endlich wurde er durch einen Pfeilschuß verwundet und mußte sich ergeben. Man führte ihn vor Alexander. Dieser fragte ihn: „Wie willst du behandelt sein?“ „Königlich“, war die Antwort. „Das versteht sich von selbst“, versetzte Alexander, „doch hast du sonst keinen Wunsch?“ „Nein“, sagte Poros, „in dem Worte „königlich“ ist schon alles enthalten.“ Dem Alexander gefiel das würdige Benehmen des Poros so sehr, daß er ihm nicht nur seine Freiheit wiederschenkte, sondern ihn auch in seine Herrschaft wieder einsetzte. Darauf setzte er seinen Marsch fort bis zum Hyphasis, einem Nebenfluß des Indos. Da aber erklärten seine Soldaten, daß sie ihm nicht weiter folgen würden, und so mußte er sich zur Rückkehr entschließen. Nach vielen Beschwerden und Mühsalen kam er endlich in seiner Hauptstadt Babylon an.

Aber die übermäßigen körperlichen und geistigen Anstrengungen hatten seine Gesundheit untergraben. Er verfiel in ein hitziges Fieber, welches sich bald so sehr steigerte, daß jede Hoffnung auf Genesung schwand. Als er fühlte, daß sein Ende nahe, ließ er seine Soldaten, Mann für Mann, an sein Sterbelager kommen und reichte jedem die Hand zum Abschied. Als man ihn fragte, wer sein Nachfolger werden solle, antwortete er: „der Würdigste.“ Er starb, erst 33 Jahre alt, im dreizehnten Jahre seiner Regierung (323).

Hannibal (247—183 v. Chr.).

An der Nordküste von Afrika lag die blühende Stadt Carthago. Dieselbe war in alter Zeit von Phönikiern gegründet und war durch Handel und Schiffahrt bald zu großer Macht emporgewachsen. Die Carthager oder, wie sie auch genannt wurden, die Punier, hatten

allmählich fast die ganze Nordküste von Afrika erobert und auch Sardinien und Korsika nebst einem großen Teil von Sicilien ihrer Herrschaft unterworfen. Sie strebten danach, sich alle Inseln und Küstenländer des mittelländischen Meeres unterthan zu machen. Hierin traten ihnen die Römer entgegen, und so kam es zu schweren Kriegen, welche man die punischen nennt. In dem ersten derselben hatten die Römer den Carthagern ihre Besitzungen auf Sicilien entrissen. Für diesen Verlust suchten die Carthager sich durch die Eroberung des gold- und silberreichen Spaniens zu entschädigen und sandten zu diesem Zwecke ihren Feldherrn Hamilkar Barkas mit einem Heere ab.

Als dieser nach Spanien übersetzen wollte, wandte sich sein neunjähriger Sohn Hannibal mit der Bitte an ihn, den Feldzug mitmachen zu dürfen. Der Vater, ein unversöhnlicher Feind Roms, gab den Bitten seines Sohnes nach; zuvor aber führte er ihn an einen Altar und ließ ihn ewigen Haß gegen Rom schwören.

Hannibal wurde bald der Liebling des Heeres, und nach dem Tode seines Vaters wählten ihn die Soldaten zum Oberfeldherrn. Er schickte sich sofort an, den Rachekrieg gegen Rom zu beginnen. Niemals haben die Römer einen gefährlicheren Gegner gehabt. Sein kühner Geist schreckte vor keiner Gefahr zurück, keine Beschwerde konnte ihn ermüden. Frühzeitig hatte er seinen Körper gegen Hitze und Kälte abgehärtet; unempfindlich war er gegen Durst und Hunger. Als erster ging er in die Schlacht, als letzter aus derselben.

Den Anlaß zum Ausbruch des Krieges, welchen man den zweiten punischen (218—201) nennt, gab die Eroberung der spanischen Stadt Sagunt (219). Diese griff Hannibal an, trotzdem sie mit den Römern verbündet war. Auf die Kunde hiervon erschienen römische Gesandte in seinem Lager, welche aber nicht einmal vorgelassen wurden. Auch in Carthago fanden die Gesandten kein Gehör. Unterdessen berannte Hannibal die Stadt auf das heftigste und eroberte sie endlich nach hartnäckiger Gegenwehr. Als die heldenmütigen Verteidiger sahen, daß keine Rettung mehr möglich war, trugen sie ihre Habe auf dem Markte zu einem Scheiterhaufen zusammen und zündeten denselben an. Viele von ihnen stürzten sich in die Flammen, um nicht in die Hände der Feinde zu fallen. Alle übrigen männlichen Bewohner wurden nach Erstürmung der Stadt teils niedergemetzelt, teils zu Sklaven gemacht.

Auf die Kunde von dem traurigen Schicksal Sagunts schickten die Römer eine neue Gesandtschaft nach Carthago, um die Auslieferung Hannibals zu verlangen. Als der carthagische Senat keine

entscheidende Antwort geben wollte, faßte der Führer der Gesandtschaft, Quintus Fabius Maximus, seinen Mantel zusammen und rief: „Hier trage ich Krieg und Frieden: sagt an, was ihr wollt!“ „Wir nehmen, was du uns giebst“, schallte es ihm entgegen. „So sei es denn Krieg!“ rief Fabius, indem er den Mantel auseinander schlug. Unter dem lärmenden Zuruf der carthagischen Senatoren verließen die Römer den Saal.

So war von beiden Seiten der Krieg beschlossen und erklärt. Hannibal suchte den Römern zuvorzukommen und sie in ihrem eigenen Lande anzugreifen. Er rüstete schleunigst ein Heer von ungefähr 50000 Mann und 37 Elefanten. Mit dieser Streitmacht brach er nach Norden auf, überschritt die Pyrenäen und gelangte, durch Gallien ziehend, glücklich an den Fuß der Alpen. Diese galten bis dahin für ein Heer als unübersteiglich. Hannibals an die Glutsonne Afrikas und Spaniens gewöhnten Krieger wollten verzagen, als sie die mit Eis und Schnee bedeckten Gipfel sahen; doch ihr Führer wußte ihren Mut anzufeuern, daß sie ihm willig folgten. Fünfzehn Tage lang dauerte der beschwerliche Übergang. Überall lauerten Gefahren. Schneebedeckte, verderbenbringende Stellen brachen unter den Füßen ein. Viele stürzten in Abgründe. Hunger, Kälte und Ermattung rieben die Soldaten auf. Dazu kamen die unablässigen Angriffe wilder Gebirgsvölker. So hatte Hannibal fast die Hälfte seines Heeres eingebüßt, als er nach unsäglichen Mühen endlich in der Ebene Oberitaliens anlangte. Hier gönnte er seinen ermüdeten Truppen eine kurze Erholung. Dann wandte er sich gegen die römischen Heere, welche ihm nach Oberitalien entgegengerückt waren, und schlug sie am Ticinus und an der Trebia (Nebenflüsse des Po). Groß war der Jubel der oberitalischen Stämme, welche nur unwillig den Druck der römischen Herrschaft ertrugen. Massenweise fielen sie zu Hannibal ab und verstärkten mit ihren Kriegern die Streitkräfte desselben. Dieser fühlte sich dadurch stark genug, den Angriff auf Rom zu wagen.

Die Römer stellten ihm ein großes Heer unter der Führung des Cajus Flaminius entgegen. Dieses lockte Hannibal durch verstellte Flucht in einen Engpaß am trasimenischen See. Sorglos betrat Flaminius denselben mit seinem Heere. Plötzlich drangen von allen Höhen die Feinde mit wildem Kriegsgeschrei auf die Römer ein. Diese waren so überrascht, daß sie sich nicht einmal in Schlachtordnung aufstellen konnten. Ohne Leitung und Ordnung wütete die Schlacht. Jeder einzelne verteidigte sein Leben, so gut er konnte. Flaminius suchte vergeblich seine Leute zu ordnen; er sank von

einem Speere durchbohrt inmitten der Seinen zu Boden. Zu Tausenden wurden die Römer niedergemetzelt. In den See hineingedrängt suchten sich einige durch Schwimmen zu retten; aber die Schwere der Rüstung zog sie nieder. Nur eine Abteilung von 6000 Mann schlug sich durch, wurde aber bald von den Reitern Hannibals ereilt und mußte sich ergeben.

Als die Nachricht von dieser furchtbaren Niederlage nach Rom kam, entstand hier die größte Bestürzung. Man fürchtete jeden Augenblick, die Feinde vor den Thoren der Stadt erscheinen zu sehen. Trotzdem verlor man nicht die Besinnung. Die Tiberbrücken wurden abgerissen, und die Stadt in Verteidigungszustand gesetzt. Ein neues Heer wurde in aller Eile aufgeboten, und an die Spitze desselben der greise Fabius, ein Mann von weiser Mäßigung und großer Vaterlandsliebe, gestellt. Diese Wahl sollten die Römer nicht bereuen. Fabius wußte recht wohl, daß es den Römern schwer fallen würde, noch ein neues Heer ins Feld zu stellen. Vorsichtig wich er daher jedem Kampfe mit Hannibal aus und hielt sich mit seinem Heere auf den Höhen, von wo aus er den Marsch des Hannibal beobachtete. Vergebens suchte ihn dieser in die Ebene zu locken, indem er die blühenden Landschaften verwüstete und die Dörfer einäscherte. Mit Unwillen erfüllte bereits die römischen Soldaten die allzugroße Vorsicht ihres Feldherrn. Spöttisch nannten sie ihn Cunctator d. h. Zauderer. Aber nichts bewog Fabius, die sicheren Höhen zu verlassen und dem Feinde in der Ebene eine Schlacht anzubieten. Da schien der Zufall ihm eine Gelegenheit zu verschaffen, einen glücklichen Schlag gegen seinen Feind zu führen. Nachdem Hannibal die Ebene ausgeplündert hatte, zog er mit seinem Heere und unermeßlicher Beute durch das Gebirge ab. Diesen günstigen Augenblick benutzte Fabius und schloß ihn in einem Engpaß ein. Aber einen Hannibal im Netze zu fangen, war Fabius nicht der Mann. In der Nacht ließ der Punier eine Anzahl Ochsen mit brennenden Reisigbündeln an den Hörnern gegen die von den Römern besetzten Höhen treiben. Dadurch kam Fabius auf den Gedanken, das feindliche Heer wolle über den Kamm der Berge entweichen, und eilte mit seinen Truppen auf den scheinbar bedrohten Punkt. Unterdes marschierte Hannibal mit aller Beute durch den unverteidigten Paß. Zu spät erkannte Fabius, daß er überlistet worden sei.

Durch Fabius' Geschick und Besonnenheit hatte Rom Zeit gewonnen, sich von der furchtbaren Niederlage am trasimenischen See zu erholen. Nachdem derselbe sein Amt niedergelegt hatte, wurden neue Truppenmassen ausgehoben. Ein Heer von fast

90 000 Mann ward ins Feld gestellt. Den Oberbefehl übertrugen die Römer den beiden Konsuln Ämilius Paulus und Terentius Varro. Diese nahmen Stellung bei dem Orte Cannä, dem Hannibal gegenüber. Die Konsuln konnten sich über den zu befolgenden Schlachtplan nicht einigen. Der leidenschaftliche Varro vertraute allzusehr auf die Größe des Heeres und wünschte sofort loszuschlagen. Ämilius wollte dagegen die Kriegsführung des Fabius befolgen und einer Schlacht im offenen Felde ausweichen Hannibal hatte durch seine Kundschafter bald Kenntnis von der Uneinigkeit der römischen Heerführer erhalten, und hierauf baute er seinen Plan. Da die beiden Konsuln Tag um Tag den Oberbefehl wechselten, so führte Hannibal sein Heer an dem Tage, an welchem Varro die oberste Leitung hatte, zum Kampfe aus dem Lager heraus. Varro ließ nicht lange auf sich warten und stellte sein Heer ebenfalls in Schlachtordnung auf. Das punische Heer betrug nur 50 000 Mann, trotzdem aber trug Hannibal nochmals durch seine Feldherrnkunst einen glänzenden Sieg über die überlegene Macht des Feindes davon (216). Das römische Heer war so gut wie vernichtet. Weit über die Hälfte desselben lag tot auf dem Schlachtfelde. Der Konsul Ämilius Paulus war gleich im Anfange der Schlacht verwundet worden. Trotzdem kämpfte er mit größter Tapferkeit weiter und suchte das Fußvolk zum Angriffe zu führen. Aber er konnte sich nicht mehr auf dem Pferde halten und sank erschöpft an einem Steine nieder. Ein römischer Oberst, namens Lentulus, bemerkte hier den todwunden Konsul im Vorbeijagen und bot ihm sein Pferd zur Flucht an. Ämilius aber wies das Anerbieten des wackeren Lentulus zurück, indem er sagte: „Rette dich, tapfrer Lentulus, und laß mich hier unter dem Leichenhaufen meiner Krieger sterben. Sage dem Senat, daß er die nötigen Anordnungen zur Verteidigung Roms so schnell als möglich treffen möge. Dem alten Fabius aber bringe meinen Gruß und versichere ihm, daß ich bis zum letzten Augenblick seine Lehren nicht vergessen habe“. Bald darauf stürmte ein feindlicher Haufen heran. Den Lentulus rettete sein Pferd, Ämilius aber gab, von vielen Pfeilen durchbohrt, seinen Geist auf. Außer Ämilius waren noch 80 Senatoren und zahlreiche Offiziere gefallen. Varro dagegen entkam mit etwa siebzig Reitern vom Schlachtfelde.

Auf die Nachricht von dem entsetzlichen Unglück ergriff Verzweiflung das römische Volk. Jetzt aber zeigte der Senat erst seine wahre Größe. Die Weiber, welche die Straßen mit ihren Wehklagen füllten, wurden in das Innere der Häuser verwiesen, und die nötigsten Schritte zum Schutze der Stadt gethan. Als Varro mit den Trümmern

des Heeres nach Rom kam, ging ihm der Senat entgegen und sprach ihm seinen Dank aus, daß er nicht an der Rettung des Vaterlandes verzweifelt habe.

Auch Hannibals Verluste bei Cannä waren groß. Als er am Abend des blutigen Tages über das Schlachtfeld ritt, soll er in Thränen ausgebrochen sein und, wie einst Pyrrhus, ausgerufen haben, daß noch mehr solcher Siege ihn zu Grunde richten würden. Sein Reitergeneral Maharbal drang in ihn, jetzt gleich gegen Rom selbst vorzurücken. „Wenn du mich reiten läßt und mir rasch folgst", rief er aus, „so sollst du in fünf Tagen auf dem Capitol speisen!" Jedoch Hannibal kannte besser die Widerstandskraft der Römer. Er suchte vielmehr den errungenen Vorteil zu benutzen, um einen günstigen Frieden zu erlangen. Er ließ daher aus den Gefangenen zehn der vornehmsten Männer auswählen und schickte sie unter Begleitung eines punischen Unterhändlers nach Rom, um dem Senat Friedensanträge zu machen. Aber dieser wies die Anträge entschieden zurück, mit dem Bemerken, daß an keinen Frieden gedacht werden könne, solange noch ein Carthager auf italischem Boden stehe. Der feindliche Abgesandte durfte nicht einmal die Stadt betreten, und selbst das Loskaufen der Gefangenen wurde verweigert.

Mit dem Siege von Cannä hatte Hannibals Glück seinen Höhepunkt erreicht. Von einem Angriff auf Rom mußte er vorläufig abstehen, da er sich nicht stark genug fühlte. Er blieb deshalb mit seinem Heere in Unteritalien und suchte von hier aus Hilfstruppen an sich zu ziehen. Da man ihn aber von Carthago aus nicht genügend unterstützte, so schickte er Boten an seinen Bruder Hasdrubal nach Spanien und ließ ihm sagen, mit einem Heere nach Italien zu kommen. Dieser stellte so schnell als möglich seine Rüstungen an und marschierte auf demselben Wege, auf welchem sein Bruder gezogen war, nach Italien. Der Alpenübergang verursachte diesmal nicht so große Schwierigkeiten, weil die Jahreszeit günstiger war. Als Hasdrubal in Oberitalien ankam, sandte er sofort Nachrichten an seinen Bruder und ließ ihn auffordern, nordwärts zu marschieren und sich mit ihm zu vereinigen. Unglücklicherweise aber wurden die Boten von den Römern aufgefangen, und dem Hannibal fehlte so jede Kunde von der Ankunft seines Bruders. Die Römer dagegen sandten sofort ein Heer aus, um dem Hasdrubal entgegen zu ziehen. Dieses traf ihn am Flusse Metaurus in Oberitalien. Hasdrubal suchte zunächst dem Kampfe auszuweichen. Als ihm dies nicht gelang, stellte er sein Heer in Schlachtordnung auf. Es entspann sich nun ein heißer Kampf, welcher lange unentschieden war (207). Hasdrubal

focht selber mit der größten Tapferkeit. Endlich aber gelang es einem Teil des römischen Heeres, den Carthagern in den Rücken zu kommen. Das entschied die Schlacht. Als Hasdrubal sah, wie seine besten Truppen zurückgeschlagen wurden, und alles verloren war, stürzte er sich in das wildeste Schlachtgetümmel und fand den gesuchten Tod. Das punische Heer wurde völlig vernichtet. Die Sieger wandten sich nun nach Süden, dem Hannibal entgegen. Dieser aber hatte von dem ganzen Vorgange keine Ahnung. Noch immer harrte er auf Nachricht von seinem Bruder; da kam ihm dieselbe in ungeahnter Weise. Hasdrubals Kopf wurde seinen Vorposten vor die Füße geworfen, und zwei am Metaurus gefangene Punier wurden gleichzeitig in das Lager Hannibals geschickt, welche ihm die traurige Kunde von der unglücklichen Schlacht brachten. Als Hannibal das blutige Haupt seines Bruders sah, rief er voll Schmerz aus: „Wehe, nun erkenne ich das Schicksal Carthagos!" Vier Jahre lang behauptete sich nun noch Hannibal mit bewundernswürdiger Feldherrnkunst siegreich in Italien gegen alle Heere der Römer, da wurde er durch den carthagischen Senat von dem Schauplatz seiner Thaten abgerufen.

Die Römer hatten nämlich den klugen Entschluß gefaßt, ein Heer nach Afrika zu senden, um so den Hannibal zu zwingen, seiner bedrängten Vaterstadt zu Hilfe zu eilen. Mit der Ausführung dieses Planes beauftragten sie den noch jugendlichen, aber ausgezeichneten Feldherrn Publius Cornelius Scipio. Dieser hatte bereits als siebzehnjähriger Jüngling gegen Hannibal am Ticinus gefochten und seinem Vater in der Schlacht das Leben gerettet. Nach der Niederlage bei Cannä gab er einen glänzenden Beweis seiner Vaterlandsliebe. Mehrere edle Jünglinge von der römischen Reiterei hatten nämlich so vollständig alle Hoffnung auf die Rettung des römischen Staates verloren, daß sie in ihrer Verzweiflung auf den unseligen Gedanken kamen, an das Meer zu fliehen, ein Schiff zu besteigen und in irgend einem fremden Lande Schutz zu suchen. Von diesem entehrenden Plane brachte sie nur das entschiedene Auftreten des jungen Scipio ab. Derselbe drängte sich in ihre Versammlung, zog sein Schwert und zwang sie, ihm den Schwur zu leisten, das Vaterland nie und nimmermehr zu verlassen. Bald hernach betrauten ihn die Römer mit der Führung des Krieges gegen die Carthager in Spanien. Scipio vollführte diesen Auftrag so geschickt, daß er innerhalb weniger Jahre die Carthager aus ihren sämtlichen spanischen Besitzungen vertrieben hatte.

Diesen Mann nun hatten die Römer auch beauftragt, die Unternehmung in Afrika gegen Carthago zu leiten. Scipio war

mit einem Heere in Afrika gelandet und hatte die Truppen der Carthager wiederholt geschlagen. Er war bereits bis auf wenige Meilen gegen Carthago vorgedrungen, da sah sich der carthagische Senat genötigt, die Zurückberufung Hannibals zu beschließen. Hannibal folgte dieser Weisung mit Schmerz und Unwillen: „Nicht die Römer, die ich oft genug geschlagen habe", rief er aus, „sondern der carthagische Senat hat den Hannibal überwunden!"

Bald nach seiner Rückkehr kam es bei Zama, unweit Carthagos, zur Entscheidungsschlacht. Bevor der Kampf begann, ließ Hannibal den Scipio zu einer Unterredung auffordern. Scipio zeigte sich bereit, und in der Mitte zwischen beiden Heeren trafen die großen Feldherren, nur von ihren Dolmetschern begleitet, zusammen. Eine Zeitlang standen beide schweigend einander gegenüber, dann machte Hannibal Friedensanträge und suchte Scipio für dieselben zu gewinnen, indem er ihn auf den Wechsel des Glückes hinwies. Jedoch die Forderungen, welche Scipio seinerseits stellte, waren zu hoch, und so blieb die Unterredung erfolglos. Nun sollten die Waffen entscheiden. Hannibal hatte sein Heer so aufgestellt, daß die Kriegselefanten vor der Schlachtreihe standen. Dies sollte ihm zum Unglück gereichen. Die Elefanten nämlich, durch das laute Schlachtgeschrei scheu gemacht, warfen sich rückwärts auf das carthagische Heer und richteten in demselben große Verwirrung an. Diesen günstigen Augenblick benutzte Scipio zum Angriff und errang so einen entscheidenden Sieg über seinen Gegner (202).

Damit war die Macht Carthagos gebrochen. Hannibal riet seinen Mitbürgern, jetzt auf jede Bedingung hin Frieden mit Rom zu schließen. Die Carthager mußten auf alle ihre Besitzungen außerhalb Afrikas verzichten, ihre Kriegsflotte verbrennen und eine ungeheure Summe als Kriegsentschädigung zahlen.

Hannibal war nun eifrigst bemüht, seiner tiefgebeugten Vaterstadt wieder aufzuhelfen und ihr die Möglichkeit zu verschaffen, an den Römern Rache zu nehmen. Diese erfuhren von seinen geheimen Absichten und ließen durch Gesandte seine Auslieferung fordern. Da entfloh Hannibal zu dem mächtigen Könige Antiochos von Syrien und reizte diesen zum Kriege gegen Rom auf. Aber Antiochos wurde von den Römern besiegt, welche nun auch von ihm die Auslieferung des Hannibal verlangten. Dieser rettete sich zum Könige Prusias von Bithynien. Aber Rom hatte keine Ruhe, solange es seinen Todfeind thätig wußte. Wiederum ließen sie seine Auslieferung unter Drohungen von Prusias fordern. Dieser wagte nicht, die Forderung abzuschlagen, und ließ das Haus, welches Hannibal be-

wohnte, von Soldaten umstellen. Als Hannibal sah, daß kein Entrinnen mehr möglich war, nahm er das Gift, welches er immer in einem Ringe bei sich führte, mit den Worten: „So will ich denn die Römer von ihrer Furcht befreien, weil es ihnen doch zu lange währt, bis ich alter Mann sterbe.“ Er starb 183 v. Chr. in seinem 64. Lebensjahre. Den Schwur, welchen er als neunjähriger Knabe geleistet hatte, hat er bis zum letzten Atemzuge treu gehalten.

Cajus Julius Cäsar (102—44 v. Chr.).

Cajus Julius Cäsar stammte aus dem altrömischen Patriziergeschlecht der Julier, welches seinen Ursprung auf den trojanischen Helden Aineias zurückführte. Seinen Vater verlor er schon in frühen Jahren, und seine Mutter Aurelia übernahm seine Erziehung, die sie mit der größten Sorgfalt leitete. Bald traten die außerordentlichen Gaben, mit denen der Knabe ausgestattet war, glänzend zu Tage. Namentlich zeichnete er sich vor seinen Altersgenossen durch schnelle Auffassung und scharfen Verstand aus. Und diese Schlagfertigkeit des Geistes hat er sich sein ganzes Leben hindurch bewahrt. Selbst Verschiedenes gleichzeitig zu bedenken war ihm möglich und leicht. So konnte er zur selben Zeit schreiben, Vorgelesenes hören und verschiedene Briefe diktieren. Seinen von Natur schwachen Körper suchte er durch Übungen zu stärken und abzuhärten. Sein Ehrgeiz kannte keine Schranken. Als er einst auf einer Reise durch ein kleines Städtchen kam, äußerte er zu seinen Begleitern: „Ich will lieber hier der Erste, als in Rom der Zweite sein.“ Unbedingte Macht übte er über alle aus, welche mit ihm in Berührung traten. Einst, auf einer Reise nach Rhodos, fiel er Seeräubern in die Hände, welche für seine Auslösung zwanzig Talente (95 000 Mark) verlangten. Lachend versprach er ihnen fünfzig und schickte sofort Leute aus, um die Summe zusammen zu treiben. Inzwischen verblieb er selber in der Gewalt der Seeräuber, geberdete sich aber nicht als ihr Gefangener, sondern als ihr Gebieter. Sie mußten sich ruhig verhalten, wenn er schlafen wollte. Ebenso verlangte er, daß sie seine Gedichte und Reden, die er aus Kurzweil anfertigte, mit Beifall begrüßten; thaten sie dies nicht, so schalt er sie aus und drohte ihnen, er würde sie dereinst alle kreuzigen lassen. Als er nach Zahlung des Lösegeldes seine Freiheit wiedererlangt hatte, sammelte er sofort einige Schiffe und ereilte mit diesen die Seeräuber, welche er sämtlich ans Kreuz schlagen ließ, wie er ihnen als Gefangener gedroht hatte.

Als er zuerst in die Öffentlichkeit trat, schloß er sich der Volkspartei an. Nachdem diese von Sulla, dem Führer der Adelspartei, gestürzt war, wurde auch Cäsar, nebst vielen andern, mit dem Tode bedroht. Er floh aus Rom und entging mit Mühe den Nachstellungen Sullas. Erst den eindringlichen Bitten seiner Verwandten gelang es, seine Begnadigung bei Sulla zu erwirken. Nach dessen Tode kam er nach Rom zurück und suchte durch persönliche Liebenswürdigkeit und Freigebigkeit das Volk für sich zu gewinnen. Zur Belustigung desselben ließ er einst 320 Gladiatorenpaare in strahlender Silberrüstung auftreten. Auch verteilte er bedeutende Summen unter die Menge. So wurde er bald der Liebling des Volkes, und dieses übertrug ihm die Verwaltung der Provinz Spanien. Hier trat er einst in der Stadt Gades (Cadix) in einen Tempel, in welchem sich eine Bildsäule Alexanders des Großen befand. Als er dieselbe erblickte, sprach er mit Thränen in den Augen zu seinen Begleitern: „Dieser hatte in meinem Alter schon die halbe Welt erobert, und ich habe noch nichts gethan."

In Spanien gewann Cäsar die Mittel, um seine ungeheuren Schulden bezahlen zu können. Mit Geld wohl versehen kehrte er nach Rom zurück und schloß hier gegen die Adelspartei mit den beiden einflußreichsten Männern der damaligen Zeit, Pompejus und Crassus, das sogenannte Triumvirat (Dreimännerbündnis). Die drei Machthaber setzten nun alles durch, was sie wollten. Unter Zustimmung des Volkes teilten sie sich gleichsam in das römische Reich: Pompejus erhielt Spanien, Crassus Syrien, und Cäsar ließ sich die Provinz Gallien (das jetzige Frankreich) anweisen. Dort hielt er sich acht Jahre lang als Statthalter auf und breitete unter fortwährenden Kämpfen mit den angesessenen Völkerschaften die römische Herrschaft aus. Auch mit deutschen Scharen, die unter ihrem Heerkönig Ariovist in das Land eingedrungen waren, geriet er einstmals in einen harten Kampf. Ariovist ließ immer neue Massen von Deutschen über den Rhein nach Gallien kommen. Cäsar aber fürchtete, daß die Deutschen der römischen Herrschaft gefährlich werden könnten, und verbot dem Ariovist, weitere Scharen ins Land zu ziehen. Auch ließ er ihn zu einer Unterredung auffordern. Ariovist aber gab die stolze Antwort, Cäsar möge zu ihm kommen, wenn er etwas von ihm wolle; er würde das Gleiche thun, wenn er etwas von Cäsar wünsche. Übrigens begreife er nicht, was die Römer in diesem seinem Gallien zu thun hätten. Wolle Cäsar Krieg, so solle er erfahren, was seine unbesiegten Deutschen, welche seit vierzehn

Jahren unter kein Dach gekommen wären, auszurichten vermöchten. Jetzt war Cäsar entschlossen, mit Waffengewalt gegen Ariovist vorzugehen. Unter seinen Truppen aber herrschte darüber große Mutlosigkeit, da sie von der wilden Tapferkeit der riesigen Feinde gehört hatten. Manche nahmen unter irgend einem Vorwande Urlaub, viele machten sogar ihr Testament, weil sie meinten, dem sicheren Tode entgegenzugehen. Aber Cäsar verstand es, durch eine begeisternde Rede den Mut seiner Soldaten zu heben. Er erklärte, daß er im Notfall allein mit der zehnten Legion (der tapfersten und unerschrockensten von allen) den Feind angreifen würde. Das wirkte. Beschämt über ihre Furcht folgten die Soldaten ihrem heldenmütigen Führer in die Schlacht und trugen nach hartem Kampfe einen völligen Sieg davon. Ariovist rettete sich mit Mühe auf einem Kahn über den Rhein nach Deutschland. Solche und ähnliche Kämpfe hatte Cäsar in Gallien zu bestehen.

Inzwischen war Crassus im Kriege gegen die Parther, ein Volk Asiens, ums Leben gekommen. Pompejus aber war gar nicht in seine Provinz Spanien abgegangen, sondern hatte dieselbe durch Stellvertreter verwalten lassen. Er selber war in Rom geblieben nnd hatte sich hier wieder mit der Adelspartei ausgesöhnt. Dadurch kam es zwischen ihm und Cäsar zum Bruch. Auf sein Betreiben beschloß zuletzt der Senat, daß Cäsar seine Statthalterschaft niederlegen und sein Heer entlassen sollte, widrigenfalls er für einen Feind des Vaterlandes angesehen werden sollte. Cäsar war durchaus nicht gewillt, dem Senatsbeschluß Folge zu leisten. Auch unter seinen Soldaten rief das ungerechte Ansinnen allgemeine Entrüstung hervor; laut erklärten sie, für die Ehre ihres Feldherrn eintreten zu wollen. Und so entschloß sich denn Cäsar, seinen Gegnern mit den Waffen in der Hand entgegenzutreten. Als er mit seinem Heere an den Rubico, den Grenzfluß Italiens, gekommen war, forderte er dasselbe auf, noch einmal das Vorhaben zu erwägen: wenn sie den Fluß überschritten hätten, sei keine Umkehr mehr möglich. Als aber alle in ihn drangen, er möge sie nach Rom führen, rief Cäsar aus: „Wohlan, der Würfel ist gefallen!“ und befahl den Übergang über den Fluß.

Pompejus wurde durch den Anmarsch Cäsars völlig überrascht. Er hatte nicht genügende Truppen zur Verfügung, um ihm in offenem Felde entgegentreten zu können. Schleunigst verließ er daher Rom mit seinen Anhängern und floh über das Meer nach Griechenland. Innerhalb zweier Monate war Cäsar Herr von ganz Italien. Überall trat er gegen die Anhänger des Pom-

pejus mit der größten Milde auf. In Rom fiel ihm der wohlgefüllte Staatsschatz in die Hände. Pompejus hatte zwar die Schlüssel dazu mitgenommen, Cäsar aber ließ die Thür aufbrechen. Als der Tribun Metellus dies zu hindern versuchte, drohte er, ihn hinrichten zu lassen, mit dem Bemerken: „Wisse, junger Mann, daß es mir schwerer fällt, dies zu sagen, als zu thun.“

Nachdem Cäsar neue Verstärkungen an sich gezogen hatte, setzte er mit einem Teile seines Heeres nach Griechenland über, um den Pompejus zu verfolgen. Anfangs war der Kampf hier für ihn ungünstig, weil die Macht des Pompejus der seinigen weit überlegen und der Rest seines Heeres von Italien noch nicht eingetroffen war. Ungeduldig erwartete er von Tag zu Tag die Ankunft seiner Truppen. Da keine Nachricht eintraf, entschloß er sich, selbst nach Italien überzusetzen. Als Sklave verkleidet begann er bei Nacht, damit er nicht von der feindlichen Flotte aufgefangen würde, in einem Kahn die gefährliche Fahrt. Unterwegs aber erhob sich ein heftiger Sturm und drohte den Nachen zu vernichten. Der Schiffer wollte entsetzt umwenden, Cäsar aber rief ihm ermutigend zu: „Was fürchtest du dich? du führst den Cäsar und sein Glück!“ Doch der Sturm wurde immer stärker, und so mußte Cäsar, ohne seine Absicht erreicht zu haben, wieder umkehren. Bald darauf kam endlich die lang erwartete Verstärkung an, und nun konnte Cäsar die Entscheidungsschlacht wagen. Bei Pharsalos, in der Ebene von Thessalien, trafen die Heere auf einander (48). Unter der Reiterei des Pompejus befanden sich viele junge Adlige, deren Eitelkeit Cäsar kannte: darum gab er seinen Soldaten den Befehl, jenen nach dem Gesichte zu hauen. Dies Mittel wirkte. Die jungen Gecken fürchteten, daß ihre Milchgesichter durch Narben entstellt werden möchten, und ergriffen die Flucht. So war die Reiterei des Pompejus bald zum Weichen gebracht. Auch das Fußvolk hielt nicht lange stand, da die Soldaten Cäsars mit nie gesehener Tapferkeit fochten. Mit größtem Ruhme bedeckte sich auch hier wieder die zehnte Legion. Crastinus, ein Hauptmann derselben, rief dem Cäsar zu: „Heute, o Feldherr, sollst du mir tot oder lebendig danken!“ Dann stürzte er an der Spitze seiner Krieger in das wildeste Schlachtgetümmel und fand den Tod, nachdem er herrliche Thaten verrichtet hatte.

Pompejus gab seine Sache zu früh verloren. Er ließ sein Lager mit allen Schätzen im Stich und floh, von nur wenig Getreuen begleitet, ans Meer und von da zu Schiff nach Ägypten. Hier hoffte er sichere Zuflucht zu finden. Aber bei der Landung wurde

er auf Befehl der Vormünder des jungen Königs von Ägypten meuchlings niedergestoßen. Wenige Tage darauf kam auch Cäsar in Ägypten an. Die Mörder, welche hofften, für ihre That von ihm reiche Belohnung zu erhalten, überbrachten ihm das Haupt und den Siegelring des Pompejus. Cäsar aber wandte sich entsetzt ab und betrachtete mit Thränen in den Augen den Ring des Mannes, mit welchem er früher durch so innige Freundschaft verbunden war.

Doch mit dem Tode des Pompejus war der Krieg für Cäsar noch nicht beendigt. In Afrika und Spanien galt es noch zahlreiche Anhänger des Pompejus zu bekämpfen. Vorher aber mußte er sich gegen den König Pharnakes nach Asien wenden, welcher den Streit zwischen Cäsar und Pompejus benutzt hatte, um römisches Gebiet an sich zu reißen. Mit nur wenigen Tausenden brach Cäsar gegen ihn auf, brachte ihm aber sofort eine so vollständige Niederlage bei, daß der Feldzug in fünf Tagen beendigt war. Froh berichtete Cäsar den glücklichen Verlauf des Krieges seinen Freunden nach Rom mit den denkwürdigen Worten: veni, vidi, vici (ich kam, sah, siegte).

Jetzt konnte sich Cäsar gegen die Pompejaner in Afrika wenden. Er besiegte sie in der blutigen Schlacht bei Thapsus (46) und setzte dann nach Spanien über, um dort den letzten Rest der pompejanischen Partei zu vernichten. Bei Munda, im südlichen Spanien, kam es zu einem verzweifelten Kampfe (45). Das pompejanische Heer wurde von den beiden Söhnen des Pompejus, Cnäus und Sextus, geführt. Schon fingen die Soldaten Cäsars an zu weichen, da sprang derselbe vom Pferde und rief ihnen voll Entrüstung zu: „Wollt ihr euren Feldherrn zweien Knaben in die Hände liefern?“ Aber man hörte nicht auf ihn. Da stürzte er mit gezücktem Schwerte auf den Feind ein, indem er rief: „So sei denn dieser Tag der letzte meines Lebens!“ Das endlich hatte Erfolg. Aufs neue wandten sich jetzt die Seinen wieder gegen den Feind, und nach schwerem Ringen wurde endlich der Sieg erfochten. Cäsar gestand später selber, in den übrigen Schlachten habe er um den Sieg, bei Munda aber um sein Leben gekämpft.

Damit war Cäsar Herr des römischen Reiches, und wenn ihm auch der Titel „König“ fehlte, so hatte er doch die höchste Macht. Er benutzte dieselbe zur Verbesserung der staatlichen Zustände. Er erließ eine Reihe von weisen Gesetzen und half den Armen und Bedrückten. Auch verbesserte er den Kalender, welcher damals ganz in Unordnung geraten war (julianischer Kalender).

Seine früheren Gegner behandelte er mit großer Milde, trotzdem aber haßten ihn diese im geheimen. Es bildete sich eine Verschwörung

von Männern gegen ihn, welche meistens dem Senate angehörten und von denen viele von Cäsar mit Wohlthaten überhäuft waren. An der Spitze der Verschworenen standen Cajus Cassius und Marcus Brutus. Letzterer war ein besonderer Liebling Cäsars und genoß bei ihm das größte Vertrauen. Die Verschworenen kamen überein, in der Senatssitzung am 15. März 44 v. Chr. Cäsar zu ermorden. Als dieser sich am Morgen des verhängnisvollen Tages in dieselbe begeben wollte, bat ihn seine Gattin Calpurnia inständigst, das Haus nicht zu verlassen, da sie in der Nacht vorher unglückverheißende Träume gehabt habe. Schon hatte Cäsar den Auftrag erteilt, den Senat zu entlassen, da kam einer der Verschworenen und bestimmte ihn, dennoch in die Senatssitzung zu gehen. Unterwegs wurde ihm eine schriftliche Anzeige der Verschwörung eingehändigt, die er aber, ohne sie zu lesen, zu sich steckte. Als er sich im Rathause auf seinem goldenen Sessel niedergelassen hatte, trat verabredetermaßen Tullius Cimber vor, um für seinen verbannten Bruder um Gnade zu flehen. Als Cäsar ihm die Bitte abschlug, zog Cimber ihm die Toga von der Schulter. Dies war das Zeichen für die Verschworenen. Von allen Seiten drangen sie mit Dolchen auf Cäsar ein. Dieser versuchte sich zunächst zu verteidigen. Als er aber auch Brutus unter seinen Mördern erblickte, rief er von Schmerz überwältigt aus: „Auch du, mein Sohn Brutus?" Dann verhüllte er sein Haupt mit der Toga und sank, von 23 Wunden bedeckt, an der Bildsäule des Pompejus entseelt zu Boden.

Hermann der Befreier.

Preis dir, Hermann, Volkserretter,
Der wie Gottes Donnerwetter
In die Feinde Deutschlands schlug,
Der die Knechtschaft und die Schande,
Samt der Zwingherrn frecher Bande
Aus dem deutschen Lande schlug.

Preis dir, starker Gotteskrieger,
Preis dir, frommer, edler Sieger!
Unsers Volkes reinster Held!
Deutschlands Freiheit, Deutschlands Einheit,
Alter Sitte Kraft und Reinheit
Riefen dich ins blut'ge Feld.

Was dir teurer als dein Leben,
Hast du freudig hingegeben
Für dein Volk und Vaterland!
Weib und Kindlein lag in Ketten,
Doch, das Vaterland zu retten,
Gabst du auf das liebste Pfand.

Keiner hat wie du gestritten,
Keiner hat wie du gelitten,
Hermann, unsres Volkes Zier!
Immer soll dein Geist uns leiten
Wie im Leiden, so im Streiten:
Schweb' uns vor, wir folgen dir.

Nachdem die Römer bereits viele Völker unterjocht hatten, gedachten sie auch unsere Vorfahren, die alten Deutschen oder Germanen,

ihrer Herrschaft zu unterwerfen. Das Land, in welchem diese wohnten, unser liebes, deutsches Vaterland, war damals noch sehr rauh und mit tagelangen Wäldern bedeckt. Dennoch aber liebten die alten Deutschen ihre Heimat, in welcher sie noch frei und unabhängig lebten. Unsere Vorfahren waren groß und kräftig von Wuchs, hatten blaue Augen und goldblondes, lockiges Haar. Obgleich sie noch Heiden waren, so hatten sie doch große Tugenden. Namentlich zeichneten sie sich durch Tapferkeit, Treue und Gastlichkeit aus. Den Krieg liebten sie über alles. Im Frieden zogen sie auf die Jagd aus oder trieben Fischfang. Die häusliche Arbeit dagegen mußten die Frauen und Sklaven besorgen.

Leider waren die Deutschen unter sich nicht einig, und so wurde es den Römern leicht, sie zu unterjochen. Der Kaiser Augustus schickte seine Stiefsöhne mit Heeresmacht in ihr Land, welche die einzelnen Stämme nach einander bekriegten und Deutschland zur römischen Provinz machten. Zum Statthalter über das neueroberte Land setzte Augustus den römischen Feldherrn Quinctilius Varus, welcher die Deutschen ganz besonders hart behandelte. Er legte ihnen drückende Steuern auf, zwang sie, die römische Sprache anzunehmen, und führte römisches Gerichtswesen ein. Nicht selten verurteilte er freie, deutsche Männer zu Geißelhieben oder zum Tode durch das Beil.

Der Befreier der Deutschen von solch drückendem Joche sollte Hermann oder Arminius, ein junger Fürst der Cherusker, werden. Dieser hatte, wie viele andere Deutsche, im römischen Heere Dienste genommen und auf diese Weise die Art der römischen Kriegsführung genau kennen gelernt. Die Römer hatten den tapfern und klugen Jüngling mit Ehren überhäuft; sie hatten ihm das römische Bürgerrecht verliehen und ihn in den Ritterstand erhoben. Dennoch aber vergaß er sein Vaterland nicht. Als er von der Not und Bedrängnis seines Volkes hörte, kehrte er nach Deutschland zurück und stiftete einen Bund unter den deutschen Fürsten zur Vertreibung der Römer. Varus hatte keine Ahnung von dem drohenden Unheil. Er wurde vor Hermann gewarnt, aber er setzte unbedingtes Vertrauen in ihn. Bald darauf, es war im Herbst des Jahres 9 nach Christi Geburt, machte ein entfernt wohnender, deutscher Stamm auf Hermanns Anstiften einen Aufstand, und Varus brach trotz des schlechten Wetters mit einem großen Heere auf, um denselben zu unterdrücken. Auf dem Wege dahin mußten die Römer durch den Teutoburger Wald, der damals noch viel dichter und unwegsamer war, als jetzt. Unter strömendem Regen zog das Heer mühsam durch

eine enge Schlucht des Waldgebirges. Der Boden war erweicht, und die schwer bewaffneten und bepackten Römer vermochten kaum vorwärts zu kommen. Da ertönte plötzlich von den Höhen rings umher ein wildes, grausiges Kriegsgeschrei, und aus dem Dickicht sausten Pfeile und Speere auf die entsetzten Römer. Es war Hermann der Befreier, welcher sich mit seinen Deutschen an dieser günstigen Stelle in den Hinterhalt gelegt hatte, um Varus mit seinem Heere zu vernichten. Die Römer suchten sich in Schlachtordnung aufzustellen; aber das war unmöglich, denn die Schlucht war zu enge. Darauf drangen sie in kleineren Haufen gegen die Anhöhen vor, um ihre Feinde von denselben zu vertreiben; aber sie glitten auf dem nassen Boden aus, oder das Dickicht des Waldes machte das weitere Vordringen unmöglich. Endlich, nachdem schon Tausende von ihnen getötet waren, ließ Varus ein Lager aufschlagen und mit Wall und Graben umgeben. Die Deutschen hüteten sich wohl, dasselbe anzugreifen, sondern schlossen es nur von allen Seiten ein, um das Entrinnen der Römer unmöglich zu machen. Während der Nacht kamen noch zahlreiche deutsche Fürsten, um an dem Vernichtungskampfe teilzunehmen.

Von allen Höhen leuchten Feuerzeichen;
Die Nacht entflieht; der Morgen dämmert bald;
Schlau, ängstlich hat der Römer sich umwallt;
Die Deutschen harren unter ihren Eichen.

Als die Römer am folgenden Tage den Rückzug antreten wollten, stürmten die Deutschen von neuem mit verstärkter Macht auf sie ein. Den ganzen Tag und die folgende Nacht dauerte das Gemetzel fort. Am dritten Tage war das ganze römische Heer vernichtet. Varus stürzte sich voll Verzweiflung in sein eigenes Schwert. Als die Nachricht von der Niederlage im Teutoburger Walde nach Rom kam, verbreitete sich daselbst großer Schrecken. Man erwartete, daß jetzt die Deutschen in hellen Haufen nach Italien ziehen und Rom selbst angreifen würden. Der alte Kaiser Augustus rief jammernd aus: „Varus, Varus, gieb mir meine Legionen wieder!“

Doch die Deutschen waren diesmal zufrieden damit, ihr Land von den Unterdrückern befreit zu haben. Hermann, ihr Erretter, stand bei ihnen im höchsten Ansehen. Er war nach wie vor eifrigst bemüht, Einigkeit unter den Deutschen zu stiften. Aber Segest, sein eigener Schwiegervater, verriet ihn an die Römer. Er mußte es erleben, daß diese ihm seine teure Gattin Thusnelda entrissen und für immer in die Gefangenschaft fortschleppten. Endlich geriet er auch noch in den unwürdigen Verdacht, nach der Königsherrschaft

zu streben, und wurde deshalb von seinen Verwandten hinterlistiger Weise durch Gift aus dem Wege geräumt. Er war bei seinem Tode erst 37 Jahre alt. Das Andenken aber an seine ruhmreiche Befreiung von drückender Fremdherrschaft lebt noch heute im deutschen Volke fort. Dasselbe hat ihm erst vor wenigen Jahren im Teutoburger Walde an der Stelle, wo er seine herrliche That verrichtet hat (in der Nähe des heutigen Detmold), das großartige Hermannsdenkmal errichtet.

II. Geschichte des Mittelalters.

Winfried Bonifacius, der Apostel der Deutschen († 755).

Nach dem Tode Hermanns, des Befreiers, lebten die alten Deutschen noch lange Zeit in ihrem Heidenglauben fort. Sie verehrten ihre Götzen nicht in Tempeln von Stein oder Holz: in Wäldern und heiligen Hainen bauten sie ihnen Altäre, an welchen leider Gottes nicht bloß Tiere, sondern auch Menschen von den Priestern geopfert wurden. Zwar hatten bereits fromme Männer versucht, ihnen das Christentum zu predigen, aber sie hingen zu sehr ihren Götzen an, und, statt auf die Worte der Glaubensboten zu hören, griffen sie zu ihren Waffen und erschlugen dieselben. Da entflammte Gott der Herr einen Mönch in England, Winfried Bonifacius, zu heiligem Glaubenseifer und trug ihm auf, den armen Heiden in Deutschland das Licht des Evangeliums zu bringen. Winfried hatte schon von Jugend auf den Wunsch gehegt, das Christentum unter den heidnischen Völkern zu verbreiten, aber sein Vater hatte ihn ursprünglich für einen weltlichen Beruf bestimmt. Erst nach langem Drängen gab er dem Wunsche seines Sohnes nach und gestattete ihm, sich dem geistlichen Stande zu widmen. Winfried zeichnete sich bald im Kloster durch große Frömmigkeit und Gelehrsamkeit aus. Er hätte in seiner Heimat eine geachtete Stellung einnehmen können, aber eine innere Stimme trieb ihn, allen Freuden und Bequemlichkeiten des Lebens zu entsagen und in den Wäldern Deutschlands die Lehre von Christus, dem Erlöser, zu verkünden. Nachdem er zunächst in Rom vom Papste die Genehmigung für seinen Beruf eingeholt hatte, wandte er sich mutig, mit nur wenigen Begleitern, in das Innere Deutschlands, nach Thüringen und Hessen. Überall erzählte er den Deutschen von Christi Leiden und Sterben. Die Götzenaltäre zerstörte er, wo er sie traf, und errichtete an deren Stelle Kirchen und Klöster.

Einst kam Bonifacius in die Gegend von Geismar im Hessenlande. Da stand eine wunderbar große und alte Eiche, welche weit und breit als das größte Heiligtum der Deutschen verehrt wurde.

Winfried aber besann sich nicht lange, sondern ergriff seine Axt und schlug sie in den heiligen Baum, daß die Splitter davon flogen. Die Heiden standen ringsumher und sahen entsetzt dem Thun des christlichen Apostels zu. Sie meinten, der Donnergott müßte jeden Augenblick seinen Blitzstrahl aus der Wolke herabsenden, um den Frevler zu vernichten. Aber Bonifacius, unterstützt von seinen Begleitern, fällte die Eiche und blieb unversehrt. Aus dem Holze des Baumes baute er eine Kirche, welche er dem heiligen Petrus widmete. Da verzweifelten die Heiden an der Macht ihrer Götter, ließen von diesen ab und wandten sich massenweise dem Christentume zu.

So hatte das Evangelium durch den Mut und die Zuversicht des Winfried Bonifacius bei den Deutschen Eingang gefunden. Derselbe gründete nun mehrere Bistümer und auch ein Erzbistum, in Mainz, über welches er selber vom Papste als erster Erzbischof gesetzt wurde.

Aber sein Bekehrungseifer ließ ihm keine Ruhe. Noch als hochbejahrter Greis hegte er das Verlangen, den wilden Friesen, die weiter nach Norden wohnten, das Evangelium zu predigen. Er segelte mit seinen Gefährten zu Schiffe den Rhein abwärts nach Friesland, und wiederum wurde sein Thun von den schönsten Erfolgen gekrönt. Überall rottete er den heidnischen Glauben aus, zerstörte die Götzenbilder und gründete zahlreiche Kirchen. Die Friesen strömten scharenweise herbei, um der begeisterten Predigt des greisen Apostels zu lauschen und die Gnade der heiligen Taufe zu empfangen. Solches ergrimmte die, welche in ihrer Verstocktheit beim alten Götzenglauben verharrten. Sie berieten sich heimlich, den Bonifacius zu töten. In der Nähe von Dokkum drangen sie mit Spießen und Schwertern auf ihn und seine Gefährten ein. Diese wollten sich verteidigen, aber Bonifacius wehrte ihnen und mahnte sie eingedenk zu sein des Leidens und Sterbens unsers Herrn Christi. Da empfingen alle geduldig den Todesstreich. Die Leiche des heiligen Bonifacius wurde nach Fulda geschafft und dort in der von ihm gegründeten Kirche beigesetzt.

Karl der Große (768—814).

Die Franken waren ein deutscher Volksstamm, welcher frühzeitig über den Rhein drang und jenseits desselben, in dem nach ihm benannten Frankreich, ein mächtiges Reich gründete. Die höchste Blüte und die größte Ausdehnung erlangte dieses Reich unter seinem bedeutensten Herrscher, Karl dem Großen. Karl besaß

eine riesige Körperkraft. Er vermochte ein Hufeisen mit einer Hand zusammenzubiegen. Seine Gestalt war kräftig, sein Gang fest und seine ganze Körperhaltung männlich. Im Essen und Trinken war er höchst mäßig. Auch seine Kleidung war meistens sehr einfach. Nur bei feierlichen Gelegenheiten erschien er in seinem Königsschmuck. Im Reiten, Schwimmen und im Gebrauch der Waffen that es ihm keiner gleich. Dabei war er von großer Frömmigkeit und schützte und verbreitete das Christentum, so viel er konnte.

Die ganze, sechsundvierzigjährige Regierung Karls des Großen ist mit unaufhörlichen Kriegen angefüllt. Am meisten zu schaffen machte ihm das trotzige Volk der Sachsen, welches einen großen Teil des nördlichen Deutschlands zwischen Rhein und Elbe bewohnte. Die Sachsen waren noch Heiden und mehr als alle übrigen deutschen Stämme dem Götzenglauben ergeben. Sie haßten die Franken, weil diese Christen waren, und fielen schon zur Zeit Pipins, des Vaters Karls, häufig mordend und plündernd in deren Gebiet ein. Die Kriegsgefangenen, welche sie mit fortschleppten, opferten sie an den Altären ihrer Götter. Auch unter Karl dem Großen wiederholten sie ihre Einfälle. Karl sah ein, daß er nicht eher vor diesen lästigen Nachbarn Ruhe haben werde, als bis er sie seiner Herrschaft unterworfen und zum Christentum bekehrt hätte. Er drang deshalb mit einem gewaltigen Heere in ihr Land ein. Die Sachsen wehrten sich auf das Tapferste, aber sie konnten zuletzt doch nichts gegen die Franken ausrichten, welche kriegsgeübter und besser bewaffnet waren. Sie mußten sich daher nach harten Kämpfen der Herrschaft Karls unterwerfen. Dieser zwang sie nun, sich taufen zu lassen, und gründete Kirchen in ihrem Lande. Aber kaum war Karl mit seinem Heere wieder abgezogen, so erhoben sich die Sachsen, zerstörten die Kirchen und erschlugen die Priester. Karl eilte nun zwar sofort wieder mit seinem Heere herbei und unterdrückte den Aufstand. Um ein abschreckendes Beispiel aufzustellen, ließ er bei Verden 4500 gefangene Sachsen enthaupten und verpflanzte 10000 Sachsen in andere Gegenden. Aber sobald er den Rücken gewandt hatte, brach die Empörung von neuem wieder los, und so ging es unablässig lange Jahre hindurch. Namentlich reizte der tapfere Herzog Wittekind unaufhörlich die Sachsen zu neuen Erhebungen gegen die Franken auf. Endlich aber, als er sah, daß alle Tapferkeit der Seinen vergebens war, begann bei ihm der Glaube an seine Götter zu wanken. Er begab sich nebst seiner Gemahlin zu Karl ins Frankenreich und ließ sich taufen. Karl selbst wurde sein Pate.

Auch die übrigen Sachsen verzweifelten nun an weiterem Widerstande. Sie versprachen ein für allemal die Herrschaft der Franken anzuerkennen und das Christentum anzunehmen.

Noch während Karl mit den Sachsenkriegen beschäftigt war, kamen Boten vom Papste und baten ihn um Hilfe gegen den Langobardenkönig Desiderius, welcher den Papst in Rom hart bedrängte. Karl überstieg mit seinem Heere die Alpen. Den Weg über dieselben zeigte ihm ein langobardischer Spielmann. Zum Lohn dafür schenkte ihm Karl alles Land, soweit man den Ton seines Hornes hören konnte. Desiderius flüchtete in seine feste Hauptstadt Pavia. Hier sah er von der Zinne des Turmes herab, als Karls Heer heranrückte. Der Zug der Streiter wollte kein Ende nehmen. Zuletzt nahte Karl selbst, umgeben von seinen Helden. Er war ganz in Eisen gekleidet und saß auf einem Streitroß, welches ebenfalls gepanzert war und eisern an Mut und Farbe erschien. Als Desiderius den Karl so heranrücken sah, rief er entsetzt aus: „Lasset uns hinabsteigen und Schutz in der Erde suchen vor dem Zornantlitz dieses gewaltigen Feindes!" Karl besiegte den Desiderius und steckte ihn in ein Kloster. Dann setzte er sich selbst die eiserne Königskrone der Langobarden aufs Haupt. Dem Papste aber bewies er dadurch seine Ehrfurcht, daß er ihm ein großes Stück Land als Besitztum schenkte. Da erkannte dieser, daß es für die Christenheit keinen besseren Beschützer geben könnte als Karl. Daher beschloß er, dies aller Welt deutlich zu zeigen. Im Jahre 800 verlebte Karl das Weihnachtsfest in Rom. Als er nun am ersten Feiertage in der Peterskirche am Altare knieend seine Andacht verrichtete, holte der Papst eine Kaiserkrone hervor und setzte sie Karl auf das Haupt. Das anwesende Volk brach in lauten Jubel aus und rief: „Karl, dem von Gott gekrönten, großen und friedenbringenden Kaiser werde langes Leben und Sieg." So war Karl das weltliche Oberhaupt der ganzen Christenheit geworden. Sein Ruhm ging weit und breit durch alle Lande. Die Herrscher der fernsten Gebiete trugen ihm ihre Freundschaft an. So bezeugte ihm der Chalif von Bagdad, Harun al Raschid, seine Achtung, indem er Gesandte mit kostbaren Geschenken an ihn abschickte. Unter diesen befand sich, außer einem weißen Elefanten und anderen Kostbarkeiten, eine kunstvolle Messinguhr, die erste, welche in Europa gesehen wurde.

Außer mit den Sachsen und Langobarden hatte Karl auch mit den Arabern in Spanien zu kämpfen. Als er seinen ersten Reichstag im Sachsenlande, zu Paderborn (777), abhielt, erschienen Ge-

sandte des Fürsten von Saragossa und baten um Hilfe für ihren Herrn. Dieser war von dem Chalifen von Cordova verdrängt worden. Karl benutzte gern die Gelegenheit, um gegen die Ungläubigen zu kämpfen, welche schon wiederholt Einfälle in das Frankenreich gemacht hatten. Er zog im folgenden Jahre mit Heeresmacht über die Pyrenäen, schlug ein Heer der Araber, welches sich ihm entgegenstellte, und eroberte die Stadt Saragossa. Dann mußte er den Rückzug antreten, weil die Sachsen sich von neuem empört hatten. Er selber zog mit dem Hauptteil des Heeres voran, während der Nachtrab unter der Führung des Helden Roland, seines Neffen, folgte. In dem Pyrenäenthale von Roncesvalles aber wurde dieser Nachtrab von den Feinden überfallen. Roland und die Seinigen wehrten sich mit verzweifeltem Mute gegen die Übermacht der Angreifer. Zahllose Feinde streckte der wackere Held mit seinem Schwerte Duranda nieder. Dieses war so hart, daß man einen Marmorstein damit spalten konnte, ohne daß es schartig wurde. Aber zuletzt nützte Roland weder seine Tapferkeit noch seine treffliche Waffe. Todwund sank er unter dem Haufen seiner erschlagenen Feinde nieder. Trauernd nahm er Abschied von seinem guten Schwerte, welches er mit letzter Kraftanstrengung in einen Felsen bohrte, aus welchem es niemand wieder herausziehen konnte. Dann stieß er noch einmal in sein Horn Olifant, daß Karl, der acht Meilen mit dem Hauptheere entfernt war, den Ton hörte. Das Horn barst, Roland selbst aber zersprangen von der Anstrengung die Halsadern. Noch heutigen Tages heißt die Stelle, wo der Held starb, die Rolandsbresche.

Soweit Karl seine Kriege freie Hand ließen, war er eifrigst darauf bedacht, die Wohlfahrt und die Bildung seines Volkes zu fördern. Er hatte in der Jugend selber eine mangelhafte Schulbildung genossen, und nur durch großen Fleiß und Ausdauer war es ihm später gelungen, das Versäumte einigermaßen nachzuholen. Um so mehr hielt er jetzt darauf, daß die Kinder in der Schule gehörig ihre Schuldigkeit thaten. Häufig kam er selber in die Schulstuben und hörte dem Unterricht zu. Dann lobte er wohl die guten und fleißigen Schüler, die faulen aber mußten oft harten Tadel hören.

Als Kaiser Karl zur Schule kam und wollte visitieren,
Da prüft' er scharf das kleine Volk, ihr Schreiben, Buchstabieren,
Ihr Vaterunser, Einmaleins, und was man lernte mehr;
Zum Schlusse rief die Majestät die Schüler um sich her.

Gleichwie der Hirte schied er da die Böcke von den Schafen,
Zu seiner Rechten hieß er steh'n die Fleißigen, die Braven.
Da stand im groben Linnenkleid manch' schlichtes Bürgerkind,
Manch' Söhnlein eines armen Knechts von Kaisers Hofgesind.

Dann rief er mit gestrengem Blick die Faulen her, die Böcke,
Und wies sie mit erhobner Hand zur Linken in die Ecke.
Da stand im goldverbrämten Rock manch' feiner Herrensohn,
Manch' ungezogenes Mutterkind, manch' junger Reichsbaron.

Da sprach nach rechts der Kaiser mild: „Habt Dank, ihr frommen Knaben,
Ihr sollt an mir den gnäd'gen Herrn, den güt'gen Vater haben;
Und ob ihr armer Leute Kind und Knechtessöhne seid,
In meinem Reiche gilt der Mann und nicht des Mannes Kleid."

Dann blitzt' sein Blick zur Linken hin, wie Donner klang sein Tadel:
„Ihr Taugenichtse, bessert euch, ihr schändet euren Adel!
Ihr feinen Püppchen, trotzet nicht auf euer Milchgesicht,
Ich frage nach des Mann's Verdienst, nach seinem Namen nicht!"

Da sah man manches Kinderaug' in frohem Glanze leuchten,
Und manches still zu Boden seh'n, und manches still sich feuchten.
Und als man aus der Schule kam, da wurde viel erzählt,
Wen heute Kaiser Karl belobt, und wen er ausgeschmält.

Und wie's der große Kaiser hielt, so soll man's allzeit halten,
Im Schulhaus mit dem kleinen Volk, im Staate mit den Alten:
Den Platz nach Kunst und nicht nach Gunst, den Stand nach dem Verstand,
So steht es in der Schule wohl und gut im Vaterland.

Auch für herrliche Prachtbauten sorgte der Kaiser in seinem Reiche. Berühmt ist namentlich der Dom, welchen er in Aachen aufführen ließ. In diesem Dome wurde auch seine Leiche beigesetzt, als er in seinem zweiundsiebenzigsten Lebensjahre starb. Sein Ende war das eines echten Christen. Seine letzten Worte waren: „Herr, in deine Hände befehle ich meinen Geist." Sein Leichnam wurde aber nicht in einen Sarg gelegt, sondern, mit einer Rüstung bekleidet, in vollem Kaiserschmuck, auf einem Throne sitzend in die Gruft gesenkt.

König Heinrich I., der Vogelsteller (919—936).

Die Nachfolger Karls des Großen waren schwache Herrscher, welche das Frankenreich nicht zusammenhalten konnten. So kam es, daß Deutschland bald wieder selbständig wurde und ein besonderes Reich bildete. Die Deutschen wählten sich fortan ihre eigenen

Herrscher, aber leider hatten diese nur wenig Macht im Reiche. Erst Heinrich, dem Vogelsteller, gelang es, dem Königtum Ansehen zu verschaffen.

Heinrich war, bevor er den Königsthron bestieg, Herzog des Sachsenlandes. Damals regierte in Deutschland Konrad der Franke. Dieser hatte zwar den besten Willen, doch fehlte es ihm an Macht, die deutschen Fürsten zur Anerkennung seiner Oberhoheit zu bringen. Dazu kam, daß damals von Osten her ein grimmiger Feind die deutschen Länder fortwährend bedrohte. Das waren die Magyaren oder Ungarn, ein wildes, häßliches Reitervolk, welches sich an der Ostgrenze Deutschlands niedergelassen hatte. Auf ihren kleinen, schnellen Pferden kamen sie plötzlich, wie der Sturmwind, herangebraust, verwüsteten alles Land ringsumher, verbrannten Städte und Dörfer und schleppten die Einwohner samt ihrer Habe mit sich fort. Sobald ein Heer gegen sie anrückte, hielten sie nicht stand, sondern eilten ebenso rasch, wie sie gekommen waren, wieder davon. Die Deutschen aber konnten ihnen nicht nachsetzen, da sie keine Reiterei hatten.

Besonders nachteilig war es für Konrad, daß er mit dem mächtigen Sachsenherzog Heinrich tödlich verfeindet war. Sieben Jahre hatte Konrad vergebens gegen ihn gekämpft. Da fühlte er seinen Tod herannahen. Noch auf dem Sterbebette zeigte er, wie sehr er auf das Wohl des Reiches bedacht war. Er sprach zu seinem Bruder Eberhard: „Lieber Bruder, ich fühle, daß Gott mein Leben bald beendigen wird. Darum laß dir dein eigenes Wohl und das des Vaterlandes angelegen sein. Sieh! wir sind zwar reich an Land und Leuten, können Heere ins Feld stellen, haben Städte, Waffenvorräte und alles, was zum königlichen Glanze gehört, aber uns fehlt das Glück und das Ansehen. Beides aber besitzt der Sachsenherzog Heinrich in vollem Maße; auf ihm, auf dem Volke der Sachsen beruht jetzt das Wohl des deutschen Vaterlandes. Höre also auf meinen Rat! Nimm diesen Königsschmuck, die goldenen Armspangen, den Purpurmantel, das Schwert und die Krone der alten Könige; bringe sie dem Herzoge und mache ihn dir zum Freunde. Sage ihm, daß ich ihn zu meinem Nachfolger empfohlen habe, da er am tüchtigsten und würdigsten ist, über alle deutschen Völker zu herrschen.“ Eberhard und alle Anwesenden versprachen gerührt, den Wunsch des Sterbenden zu erfüllen. Bald darauf verschied Konrad.

Getreu seinem Versprechen eilte Eberhard in Begleitung der vornehmsten Männer zum Herzog Heinrich, welcher sich auf seinen

Gütern in der Nähe von Braunschweig aufhielt. Er war gerade mit dem Vogelfange beschäftigt, als Eberhard mit seinem Gefolge heransprengte und ihm die Botschaft seines verstorbenen Bruders ausrichtete. Davon hat er später den Beinamen „der Vogelsteller" oder „der Finkler" erhalten. Tief gerührt nahm Heinrich die ihm übertragene Würde an.

Herr Heinrich sitzt am Vogelherd
Recht froh und wohlgemut!
Aus tausend Perlen blinkt und blitzt
Der Morgensonne Glut.

In Wies' und Feld und Wald und Au',
Horch, wie ein süßer Schall!
Der Lerche Sang, der Wachtel Schlag,
Die süße Nachtigall.

Herr Heinrich schaut so fröhlich drein:
„Wie schön ist heut die Welt!
Was gilts? Heut giebts 'nen guten Fang!"
Er lugt zum Himmelszelt.

Er lauscht und streicht sich von der Stirn
Das blondgelockte Haar.
„Ei doch, was sprengt denn dort herauf
Für eine Reiterschar?"

Der Staub wallt auf, der Hufschlag dröhnt,
Es naht der Waffenklang.
„Daß Gott! die Herrn verderben mir
Den ganzen Vogelfang!

Ei nun, was giebts?" Es hält der Troß
Vorm Herzog plötzlich an.
Herr Heinrich tritt hervor und spricht:
„Was sucht ihr da? Sagt an!"

Da schwenken sie die Fähnlein bunt
Und jauchzen: „Unsern Herrn!
Hoch lebe Kaiser Heinrich, hoch
Des Sachsenlandes Stern!"

Dies rufend, knien sie vor ihn hin
Und huldigen ihm still
Und rufen, als er staunend fragt:
„'s ist deutschen Reiches Will'!"

Da blickt Herr Heinrich tief bewegt
Hinauf zum Himmelszelt.
„Du gabst mir einen guten Fang!
Herr Gott, wie dir's gefällt!"

Heinrichs Bestreben war vor allen Dingen darauf gerichtet, das Ansehen der königlichen Macht wieder herzustellen. Dies gelang ihm auf das Glücklichste. Er gewann die deutschen Fürsten teils durch Waffengewalt, teils durch freundliches Entgegenkommen. Selbst der trotzige Herzog Arnulf von Baiern erkannte schließlich die Oberhoheit Heinrichs an. Als er sich zunächst nicht gutwillig fügen wollte, rückte Heinrich mit Heeresmacht in sein Land ein. Arnulf aber zog sich in seine Festung Regensburg zurück. Da schickte Heinrich einen Boten zu ihm und lud ihn zu einer Unterredung ein. Arnulf sagte zu und erschien auch bald in voller Rüstung vor den Thoren der Stadt. Heinrich aber ging ihm unbewaffnet entgegen. Er redete ihm freundlich zu, doch vom Widerstande abzulassen, und versprach, ihm alle seine Besitzungen zu lassen. Da gab Arnulf nach und erkannte Heinrich ebenfalls als König an.

Und wahrlich war damals die Einigkeit unter den Deutschen nötiger als je. Denn wiederum kamen die Ungarn mit erneuter Wut angestürmt und durchschweiften plündernd und sengend mit großer Heeresmacht das Sachsenland. Heinrich war nicht im stande, ihnen in offenem Felde entgegenzutreten. Er selbst war gerade krank und mußte in einer Burg hinter Sümpfen Sicherheit suchen. Zum Glück aber hatten die Sachsen einen sehr angesehenen Fürsten der Ungarn gefangen genommen. Diese boten ein großes Lösegeld, Heinrich aber ließ ihnen sagen, daß er ihren Anführer nur dann freigeben würde, wenn sie versprächen, neun Jahre lang nicht in die deutschen Länder einzufallen. Die Ungarn wollten ihren Führer frei haben und willigten unter der Bedingung ein, daß Heinrich ihnen jährlich einen Tribut entrichte. Das war nun freilich eine schimpfliche Bedingung, aber Heinrich nahm dieselbe doch an, denn er dachte: Wenn ich neun Jahre vor dem schrecklichen Feinde Ruhe habe, kann ich mein Land befestigen und meine Krieger üben, und wenn dann die Ungarn wiederkommen, werden wir sie mit Waffengewalt vertreiben.

Wie Heinrich gedacht hatte, so geschah es. Er benutzte die neun Friedensjahre auf das Trefflichste. Überall im Lande legte er feste Burgen an, in welche sich die Einwohner, wenn der Feind sie bedrohte, flüchten sollten. Ferner übte er seine Truppen unablässig. Er lehrte sie, wie sie mit ihren Schilden die Pfeile der Feinde auffangen und mit ihren vorgestreckten Lanzen den furchtbaren Ansturm derselben aushalten könnten. Da aber die Hauptstärke des Feindes darin bestand, daß sie auf ihren schnellen Pferden das Fußvolk von allen Seiten umschwärmten und bald von vorn, bald von

der Seite, bald im Rücken angriffen, so bildete Heinrich eine Reiterei, indem er seine Sachsen an den Kampf zu Roß gewöhnte. Als nun die neun Jahre des Friedens verstrichen waren, kamen ungarische Gesandte wieder und verlangten aufs neue den früheren Tribut. Statt desselben ließ Heinrich ihnen einen räudigen Hund, dessen Ohren und Schwanz abgeschnitten waren, überreichen. Da fluchten und tobten die Gesandten und drohten, daß die Deutschen diese ihnen angethane Schmach büßen sollten.

Und wirklich erschienen bald darauf die Ungarn mit einem mächtigen Heere und brachen verwüstend in Thüringen ein. Aber Heinrich zog ihnen jetzt mit seinen Kriegern entgegen. Als seine Panzerreiter auf die Ungarn einhieben, gerieten diese in solchen Schrecken, daß sie ihre Rosse zu wilder Flucht herumwarfen und eiligst davon jagten. Ihr ganzes Lager mit reicher Beute fiel den Siegern in die Hände. Viele Gefangene, welche die Ungarn mit sich fortgeschleppt hatten, erhielten auf diese Weise ihre Freiheit wieder. Aber nicht lange dauerte es, da kamen die Feinde mit noch größerer Heeresmacht zurück. Mutig und gottvertrauend rückten ihnen die Deutschen unter ihrem Könige aufs neue mit dem Schlachtgesang: Kyrie Eleison! entgegen. Die Ungarn stürmten mit wildem Hui! Hui! heran. Aber die Deutschen wußten, was diesmal auf dem Spiele stand, und fochten mit verdoppelter Tapferkeit. König Heinrich lenkte mit der größten Umsicht die Schlacht. So erlitten die Ungarn eine furchtbare Niederlage. Nur wenige entrannen dem Racheschwerte der Deutschen.

Heinrich fiel demütigen Sinnes mit seinem ganzen Heere auf die Kniee und dankte Gott für den Sieg. Den Tribut aber, den er früher den Ungarn entrichten mußte, schenkte er von jetzt ab der Kirche. Auch ließ er überall die Gotteshäuser, die von den Ungarn zerstört waren, wieder aufbauen.

Leider war der Körper Heinrichs infolge der übermäßigen Anstrengungen immer schwächer geworden. Daher rief er die Fürsten zusammen und forderte sie auf, seinen Sohn Otto zu seinem Nachfolger zu ernennen. Diese leisteten auch gern das Versprechen. Bald darauf starb der treffliche König.

Otto I., der Große (936—973).

Otto war 24 Jahre alt, als er den deutschen Thron bestieg. Er war von hoher, kräftiger Gestalt, hatte helle, blitzende Augen, blondgelocktes Haar und einen ungewöhnlich langen Bart. Was

er bei diesem schwur, machte er wahr und unabwendlich. In seinem Wesen glich er ganz seinem Vater; nur liebte er die Pracht mehr, als dieser. Sein ganzes Streben war darauf gerichtet, ein Herrscher zu werden, wie einst Karl der Große. Im Dome zu Aachen, wo der Kaiser Karl begraben lag, wurde die Krönung Ottos mit großer Feierlichkeit vollzogen. Der Erzbischof von Mainz geleitete den König in die Mitte der Kirche und wendete sich dann zu der versammelten Menge mit den Worten: „Seht! hier führe ich euch den König Otto vor, den Gott erkoren, König Heinrich empfohlen hat, und der von allen Deutschen einmütig gewählt ist! Ist euch die Wahl genehm, so erhebet zum Zeichen dessen die rechte Hand!" Alle Anwesenden streckten die Rechte empor und riefen jubelnd aus: „Heil und Segen dem neuen Herrscher!" Darauf führte der Erzbischof den König zum Altare, salbte ihn mit dem heiligen Öle und setzte ihm die Krone auf das Haupt.

Nachdem die Krönungsfeierlichkeit beendet war, begab sich Otto mit allen Fürsten in den Palast Karls des Großen, um das Krönungsmahl abzuhalten. Die Herzöge des deutschen Reiches hatten für dasselbe in eigner Person die Ehrendienste übernommen. Der Herzog von Lothringen sorgte als Erzkämmerer für die Einrichtung der Gemächer, der Herzog von Franken als Erztruchseß für die Speisen, der Herzog von Schwaben als Erzmundschenk für den Wein, der Herzog von Bayern als Erzmarschall für die Unterbringung des Gefolges.

Bald sollte das reine Glück Ottos eine traurige Störung erfahren! Sein eigner Bruder Heinrich gönnte ihm die Krone nicht und empörte sich zu wiederholten Malen gegen ihn. Zweimal bezwang ihn Otto und verzieh ihm jedesmal großmütig sein Vergehen. Trotzdem stiftete Heinrich zum dritten Mal heimlich eine Verschwörung an, den König zu ermorden. Jedoch Otto erfuhr rechtzeitig von dem verruchten Plane und hielt strenges Gericht über die Verschworenen. Der Urheber der Verschwörung, Heinrich, war entkommen. Bald darauf beging Otto das Weihnachtsfest. Als er dem nächtlichen Gottesdienste beiwohnte, trat plötzlich ein Mann im Büßergewande zu ihm und fiel ihm zu Füßen. Es war sein reuiger Bruder Heinrich, welcher gekommen war, ihn um Gnade zu bitten. Otto verzieh ihm großmütig, und seitdem ist Heinrich ihm ein treuer Bruder gewesen.

Zu Quedlinburg im Dome ertönet Glockenklang,
Der Orgel Stimmen brausen zum ernsten Chorgesang.
Es sitzt der Kaiser drinnen mit seiner Ritter Macht,
Voll Andacht zu begehen die heil'ge Weihenacht.

Hoch sitzet er im Kreise mit männlicher Gestalt,
Das Auge scharf wie Blitze, von goldnem Haar umwallt.
Man hat ihn nicht zum Scherze den Löwen nur genannt;
Schon mancher hat empfunden die löwenstarke Hand.

Wohl ist auch jetzt vom Siege er wieder heimgekehrt,
Doch nicht des Reiches Feinden hat mächtig er gewehrt.
Es ist der eigne Bruder, den seine Waffe schlug,
Der dreimal der Empörung blutrotes Banner trug.

Zu Quedlinburg vom Dome ertönt die Mitternacht,
Vom Priester ward das Opfer der Messe dargebracht.
Es beugen sich die Kniee, es beugt sich jedes Herz;
Gebet in heil'ger Stunde steigt brünstig himmelwärts.

Da öffnen sich die Pforten; es tritt ein Mann herein;
Es hüllt die starken Glieder ein Büßerhemde ein.
Er schreitet auf den Kaiser, er wirft sich vor ihm hin,
Die Knie er ihm umfasset mit tiefgebeugtem Sinn.

„O Bruder, meine Fehle, sie lasten schwer auf mir;
Hier liege ich zu Füßen, Verzeihung flehend, dir!
Was ich mit Blut gesündigt, die Gnade macht es rein;
Vergieb, o strenger Kaiser, vergieb, du Bruder mein!"

Doch strenge blickt der Kaiser den sünd'gen Bruder an:
„Zweimal hab' ich vergeben, nicht fürdermehr fortan!
Die Acht ist ausgesprochen, das Leben dir geraubt;
Nach dreier Tage Wechsel da fällt dein sündig Haupt!"

Bleich werden rings die Fürsten, der Herzog Heinrich bleich,
Und Stille herrscht im Kreise gleichwie im Totenreich.
Man hätte mögen hören jetzt wohl ein fallend Laub:
Denn keiner wagt zu wehren dem Löwen seinen Raub.

Da hat sich ernst zum Kaiser der fromme Abt gewandt;
Das ew'ge Buch der Bücher, das hält er in der Hand.
Er liest mit lautem Munde der heil'gen Worte Klang,
Daß es in aller Herzen wie Gottes Stimme drang:

„Und Petrus sprach zum Herren: Nicht so, genügt ich hab',
Wenn ich dem sünd'gen Bruder schon siebenmal vergab?
Doch Jesus ihm antwortet: Nicht siebenmal vergieb,
Nein, siebenzigmalsieben, das ist dem Vater lieb."

Da schmilzt des Kaisers Strenge in Thränen unbewußt;
Er hebt ihn auf, den Bruder, er drückt ihn an die Brust.
Ein lauter Ruf der Freude ist jubelnd rings erwacht.
Nie schöner ward begangen die heil'ge Weihenacht.

Aber damit war der Zwist in der Familie Ottos noch nicht beendigt. Bald hernach erhob sich sein Sohn Ludolf mit mehreren Großen gegen ihn zu offenem Aufstande. Otto aber wurde nach harten Kämpfen auch dieser Empörung Herr. Die Aufrührer suchten wieder um Ottos Verzeihung nach und erhielten dieselbe.

Als die Ungarn von den Streitigkeiten im deutschen Reiche hörten, gedachten sie die Gelegenheit zu benutzen und Rache zu nehmen für die Niederlage bei Merseburg. Mit einem unermeßlichen Heere fielen sie diesmal in Bayern ein. Sie prahlten, ihre Rosse sollten die deutschen Flüsse und Seen austrinken und die deutschen Städte zerstampfen; wenn nicht die Erde sie verschlänge oder der Himmel auf sie herab stürzte, so könnte jetzt niemand sie besiegen. Dazu meinten sie, der König hätte alle Hände voll anderwärts zu thun. Otto aber bot in aller Eile die Reichstruppen auf und rückte wie der Sturmwind gegen die frechen Räuber los. Bei Augsburg, auf dem Lechfelde, ereilte er sie und lieferte ihnen am 10. August 955 die Vernichtungsschlacht. Von dem großen Ungarnheere entkamen wenige von dem Schlachtfelde, und auch diese wurden größtenteils auf der Flucht von dem erbitterten Landvolke erschlagen. Nur sieben Ungarn sollen ohne Nase und Ohren ihre Heimat erreicht haben. Seitdem ist Deutschland von den Einfällen der wilden Horden verschont geblieben.

So glich Otto in dem kraftvollen Auftreten gegen seine Feinde ganz seinem Vorbilde Karl dem Großen. Es sollte ihm auch beschieden sein, ebenso wie dieser die Kaiserkrone zu erlangen. In Italien nämlich war der rechtmäßige König Lothar von dem Markgrafen Berengar von Ivrea und dessen ränkesüchtigem Weibe Willa durch Gift aus dem Wege geräumt worden. Darauf suchte Berengar Adelheid, die junge und schöne Witwe Lothars, zu zwingen, sich mit seinem Sohne zu verheiraten, damit dieser dann König von Italien würde. Adelheid aber graute vor der Verwandtschaft mit den Mördern ihres Gemahls. Sie suchte zu entfliehen, wurde aber eingeholt und mußte jetzt die scheußlichsten Mißhandlungen erdulden. Sie wurde von Willa an den Haaren über den Boden geschleift und mit Füßen getreten. Darauf sperrte sie Berengar in einen finstern Kerker, um sie zur Nachgiebigkeit zu zwingen. Aber ein frommer Mönch, namens Martin, rettete sie aus ihrer Bedrängnis. Derselbe grub einen Gang unter der Mauer ihres Kerkers her, und durch diesen gelangte Adelheid ins Freie. Ihr Erretter brachte sie nun auf das feste Schloß Canossa, zum Markgrafen Azzo von Este. Als aber Berengar mit Heeresmacht heranzog, eilte der treue Martin

nach Deutschland. Er überbrachte dem König Otto einen Brief von Adelheid, worin diese ihn um Hilfe anflehte. Otto eilte sofort mit einem Heere nach Italien, befreite die schöne Adelheid und vermählte sich bald darauf mit ihr. Die Italiener aber erkannten nun ihn als ihren König an.

Otto besaß jetzt fast ein ebenso großes Reich wie vormals Karl der Große. Da zögerte denn auch der Papst nicht länger, ihm die Kaiserkrone zu verleihen. Am 2. Februar 962 wurde er in Rom unter dem jubelnden Zuruf des Volkes vom Papste gekrönt.

Noch elf Jahre führte Otto mit Kraft die Zügel der Regierung, da ereilte ihn ein plötzlicher Tod. Am 7. Mai 973 traf ihn während der Vesper zu Memleben ein Schlaganfall, welcher sein baldiges Ende zur Folge hatte. Seine Leiche ruht im Dome zu Magdeburg.

Friedrich Barbarossa (1152—1190).

Unter der Regierung Friedrichs Barbarossa erreichte das Kaisertum seinen höchsten Glanz. Friedrich stammte aus dem alten Geschlechte der Hohenstaufen, deren Stammburg im Schwabenlande lag. Er war nicht groß von Gestalt, aber von schlankem Wuchs, hatte blaue Augen, blondes Haar und einen rötlichen Bart, weshalb ihn die Italiener Barbarossa, das heißt Rotbart, nannten.

Zur Zeit Friedrichs erhoben die italienischen Städte stolz ihr Haupt. Sie waren durch Handel reich geworden und wollten sich der Herrschaft des Kaisers nicht fügen. Fünf Kriegszüge mußte Friedrich nach Italien unternehmen, um das kaiserliche Ansehen daselbst wieder herzustellen. Häufig suchten ihm die tückischen Italiener Fallstricke zu legen. Aber die Treue und Tapferkeit seiner Deutschen rettete ihn immer.

Einst kam Friedrich mit nur wenigen Begleitern nach der italienischen Stadt Susa am Fuße der Alpen. Die Bürger, welche den Kaiser haßten, beschlossen, ihn nachts in seiner Herberge zu überfallen und zu ermorden. Sie besetzten die Ausgänge und Thore der Stadt, damit er nicht entfliehen könne. Der Wirt des Hauses aber, bei welchem der Kaiser zur Herberge war, hatte Mitleid mit demselben und entdeckte das Vorhaben einigen Rittern. Einer von ihnen, Hartmann von Siebeneichen, der dem Kaiser an Gestalt ähnlich war, legte sich nun in das Bett desselben, während dieser selbst in Knechtskleidern aus der Stadt entfloh. Als der Morgen graute, drangen die Bürger von Susa in das Schlafgemach des

Kaisers, um diesen zu töten. Da fanden sie denn Hartmann statt des Kaisers im Bette liegen. Dieser glaubte, daß jetzt sein letztes Stündlein gekommen sei. Aber die Bürger ehrten die Treue des wackeren Mannes und ließen ihn ungefährdet seinem Herrn nachziehen.

Ein anderes Mal, als Friedrich mit seinem Heere nach Deutschland zurückkehren wollte, hatten die Italiener einen schmalen Engpaß, durch welchen Friedrich kommen mußte, besetzt und wollten ihn nicht passieren lassen. Von sicherer Höhe wälzten sie auf die Deutschen Steine herab und verlangten für Gewährung des freien Durchzugs von jedem Ritter Pferd und Rüstung und außerdem noch eine große Summe Geldes. Entrüstet über eine derartige Forderung erbot sich der tapfere Pfalzgraf Otto von Wittelsbach, die Italiener aus ihrer Stellung zu vertreiben. Er wählte sich 200 Krieger aus, welche aus einer gebirgigen Gegend stammten und an das Bergsteigen gewöhnt waren. Mit diesen erkletterte er eine steile Bergspitze, welche die Höhe, auf der sich die Italiener festgesetzt hatten, noch überragte. Von hier aus schleuderten die Deutschen nun Geschosse aller Art auf ihre Feinde und zwangen sie so, unter großen Verlusten den Paß frei zu geben.

Diejenige von den italienischen Städten, welche sich am übermütigsten geberdete und Friedrich am meisten trotzte, war das reiche und stolze Mailand. Friedrich schloß dasselbe mit seinem Heere ein, aber die Stadt hatte feste Mauern, und die Bewohner verteidigten sich auf das Nachdrücklichste. Sie ließen die Gefangenen, die sie machten, lebendig an der Außenseite der Mauern befestigen, um dadurch die Deutschen zu zwingen, mit dem Beschießen der Stadt aufzuhören. Das konnte nun zwar nicht geschehen. Friedrich aber geriet über das unmenschliche Verfahren der Mailänder in den heftigsten Zorn. Er schwur, daß er die Krone nicht eher wieder auf das Haupt setzen werde, als bis die stolze Stadt bezwungen wäre. Ferner befahl er, alle mailändischen Gefangenen aufzuknüpfen und jedem, der den Belagerten Zufuhr brächte, die Hände abzuhauen. Zwei Jahre lang dauerte die Belagerung. Da endlich begann der Hunger in der Stadt zu wüten, und die Mailänder mußten sich auf Gnade und Ungnade ergeben (1162). In langem Zuge, barfuß, mit Stricken um den Hals und das Haupt mit Asche bestreut begaben sie sich in das Lager des Kaisers. Dieser saß mit ernster Richtermiene auf einem hohen Throne, umgeben von seinen Großen. Schweigend, mit gesenkten Blicken, zogen die bis vor kurzem noch so stolzen Mailänder an ihm vorüber. Zu-

letzt kam die Zierde der Stadt, der mächtige Fahnenwagen, an welchem auf hohem Maste sich das Bild des heiligen Ambrosius, des Schutzheiligen Mailands, befand. Auf Friedrichs Wink wurde der Wagen in Stücke zerschlagen. Als das die Mailänder sahen, fielen sie mit lautem Jammergeschrei auf die Kniee und flehten den Kaiser um Erbarmen an. Dieser schenkte ihnen nun zwar das Leben, aber er ließ ihre Stadt zerstören und befahl den Bewohnern, sich nicht wieder zusammen, sondern in vier getrennten Flecken anzusiedeln.

Jetzt glaubte Friedrich den trotzigen Ungehorsam der Italiener für alle Zeiten gebrochen zu haben und kehrte nach Deutschland zurück. Aber er hatte sich vollständig getäuscht. Sobald er den Rücken gewandt hatte, gingen die Mailänder schleunigst daran, ihre Stadt wieder aufzubauen. Ferner einigten sie sich mit mehreren anderen Städten zu einem förmlichen Bündnis, welchem sich auch der Papst, der mit Friedrich in Streit geraten war, anschloß. So sah sich Friedrich genötigt, aufs neue einen Zug nach Italien zu unternehmen. Diesmal aber weigerte sich der mächtige Herzog von Sachsen und Baiern, Heinrich der Löwe, ihm zu folgen. Friedrich wußte, daß er ohne dessen Hilfe unter keinen Umständen darauf rechnen dürfte, seiner Feinde Herr zu werden. Denn die Truppen Heinrichs bildeten den bedeutensten Teil des deutschen Heeres und zeichneten sich durch große Tapferkeit aus. Friedrich drang deshalb mit Bitten in Heinrich, von seiner Weigerung zu lassen. Als dieser dennoch dabei beharrte, warf sich der Kaiser sogar vor ihm nieder und umfaßte die Kniee seines Unterthanen. Heinrich aber blieb kalt. Da trat die Kaiserin mit Stolz zu ihrem Gemahl und sprach: „Stehet auf, lieber Herr! Gott wird seinen Beistand Euch einst schenken, wenn Ihr dieses Tages und dieses Hochmuts gedenket!“ Der Kaiser erhob sich, und Herzog Heinrich eilte von dannen.

Friedrich mußte nun mit geringer Truppenmacht den Kampf gegen seine an Zahl weit überlegenen Feinde bestehen. Beim Orte Legnano, nicht weit von Mailand, stießen die Heere aufeinander (1176). Die Italiener stärkten sich durch Gebet zu der bevorstehenden Schlacht, und 900 mailändische Bürger, die „Schar des Todes“ genannt, leisteten einen feierlichen Eidschwur, zu siegen oder zu sterben. Friedrich kämpfte mit löwenmütiger Tapferkeit den Seinen voran. Schon begannen die Feinde zu weichen, da stürmte die Schar des Todes gegen den Kaiser und seine Umgebung heran. Es kam zu einem verzweifelten Ringen. Dem Kaiser wurde sein Schlachtroß unter dem Leibe erstochen, welches nun samt seinem

Reiter zu Boden stürzte. Die Truppen Friedrichs glaubten, er sei tot, und wandten sich zur Flucht. Der größte Teil derselben wurde von den Italienern niedergemetzelt. Friedrich selber war zwar glücklich vom Schlachtfelde entkommen, doch sah er jetzt keine Möglichkeit mehr, den Kampf fortzusetzen. Er begab sich daher zum Papste, bat ihn fußfällig um Verzeihung und schloß mit ihm und den italienischen Städten Frieden.

Dann eilte Friedrich nach Deutschland, um Heinrich den Löwen wegen seines Treubruchs zur Verantwortung zu ziehen. Dreimal ließ er den stolzen Herzog vor seinen Richterstuhl laden. Derselbe erschien nicht, rüstete sich vielmehr zum Kampfe. Da erklärte ihn Friedrich seiner Herzogtümer für verlustig und zog mit Heeresmacht gegen ihn. Heinrich wurde von den Seinen verlassen und mußte seinen Widerstand aufgeben. Er warf sich dem Kaiser zu Füßen und flehte um Gnade. Friedrich, zu Thränen gerührt, hob ihn auf, indem er sagte: „Du bist selber schuld an deinem Unglück." Jedoch erhielt Heinrich seine Herzogtümer nicht zurück und mußte auf drei Jahre in die Verbannung nach England gehen.

Noch in hohem Alter unternahm Friedrich, in Gemeinschaft mit den Königen von England und Frankreich, einen Kreuzzug gegen die Ungläubigen. Diese hatten Jerusalem und die heiligen Orte, wo unser Herr Christus gelebt und gelitten hatte, erobert und bedrückten die frommen Pilger, welche zu jenen Orten wallfahrteten, auf das Härteste. Während die Könige von Frankreich und England sich zur See nach dem heiligen Lande begaben, zog Friedrich den Landweg vor, hatte aber mit seinen Kriegern unendliche Mühsale zu erdulden.

Als Kaiser Rotbart lobesam
Zum heil'gen Land gezogen kam,
Da mußt' er mit dem frommen Heer
Durch ein Gebirge, wüst und leer.
Daselbst erhub sich große Not,
Viel' Steine gab's und wenig Brot,
Und mancher deutsche Reitersmann
Hat dort den Trunk sich abgethan.
Den Pferden war's so schwach im Magen,
Fast mußt' der Reiter die Mähre tragen.
Nun war ein Herr aus Schwabenland,
Von hohem Wuchs und starker Hand,
Des Rößlein war so krank und schwach,
Er zog es nur am Zaume nach,
Er hätt' es nimmer aufgegeben
Und kostet's ihm das eigne Leben.

So blieb er bald ein gutes Stück
Hinter dem Heereszug zurück:
Da sprengten plötzlich in die Quer
Fünfzig türkische Reiter daher,
Die huben an, auf ihn zu schießen,
Nach ihm zu werfen mit den Spießen.
Der wackre Schwabe forcht' sich nit,
Ging seines Weges Schritt vor Schritt,
Ließ sich den Schild mit Pfeilen spicken
Und thät nur spöttlich um sich blicken,
Bis einer, dem die Zeit zu lang,
Auf ihn den krummen Säbel schwang.
Da wallt dem Deutschen auch sein Blut,
Er trifft des Türken Pferd so gut,
Er haut ihm ab mit einem Streich
Die beiden Vorderfüß' zugleich.
Als er das Tier zu Fall gebracht,
Da faßt er erst sein Schwert mit Macht,
Er schwingt es auf des Reiters Kopf,
Haut durch bis auf den Sattelknopf,
Haut auch den Sattel noch zu Stücken
Und tief noch in des Pferdes Rücken.
Zur Rechten sieht man, wie zur Linken,
Einen halben Türken heruntersinken.
Da packt die andern kalter Graus,
Sie fliehen in alle Welt hinaus,
Und jedem ist's, als würd' ihm mitten
Durch Kopf und Leib hindurchgeschnitten.
Drauf kam des Wegs 'ne Christenschar,
Die auch zurückgeblieben war,
Die sahen nun mit gutem Bedacht,
Was Arbeit unser Held gemacht.
Von denen hat's der Kaiser vernommen,
Der ließ den Schwaben vor sich kommen;
Er sprach: „Sag an, mein Ritter wert,
Wer hat dich solche Streich' gelehrt?"
Der Held bedacht sich nicht zu lang:
„Die Streiche sind bei uns im Schwang;
Sie sind bekannt im ganzen Reiche,
Man nennt sie halt nur Schwabenstreiche."

Endlich ließen sich die Türken, welche bisher immer nur das Heer umschwärmt und beunruhigt hatten, auf eine Schlacht ein. Die Kreuzfahrer errangen einen glänzenden Sieg und zogen nun mit frischem Mute vorwärts. Man gelangte an den Fluß Kalykadnos (Saleph), welchen das Heer auf einer schmalen Brücke überschritt. Dem Kaiser dauerte der Zug zu lange, und mit jugendlichem Feuer sprengte er mit seinem Pferde in den Fluß, um durch

Schwimmen das jenseitige Ufer zu erreichen, aber die Wellen rissen ihn fort, und seine Umgebung vermochte ihn nur als Leiche ans Land zu bringen (1190). Ein großer Teil seines Heeres kehrte nun nach Deutschland zurück. Dort mochte man nicht glauben, daß der geliebte Kaiser wirklich tot sei. Es verbreitete sich die Sage, daß er noch lebe, daß er nur in den Kyffhäuserberg hinabgestiegen sei und einstmals wiederkehren werde, um das deutsche Reich in alter Kraft und Herrlichkeit zu erneuern.

Der alte Barbarossa,
Der Kaiser Friederich,
Im unterird'schen Schlosse
Hält er verzaubert sich.

Er ist niemals gestorben,
Er lebt darin noch jetzt,
Er hat, im Schloß verborgen,
Zum Schlaf sich hingesetzt.

Er hat hinabgenommen
Des Reiches Herrlichkeit,
Und wird einst wiederkommen
Mit ihr zu seiner Zeit.

Der Stuhl ist elfenbeinern,
Darauf der Kaiser sitzt;
Der Tisch ist marmelsteinern,
Darauf sein Haupt er stützt.

Sein Bart ist nicht von Flachse,
Er ist von Feuersglut,
Ist durch den Tisch gewachsen,
Worauf sein Kinn ausruht.

Er nickt als wie im Traume,
Sein Aug' halb offen zwinkt,
Und je nach langem Raume
Er einem Knaben winkt.

Er spricht im Schlaf zum Knaben:
„Geh hin vors Schloß, o Zwerg,
Und sieh, ob noch die Raben
Herfliegen um den Berg.

Und wenn die alten Raben
Noch fliegen immerdar,
So muß ich auch noch schlafen
Verzaubert hundert Jahr".

Rudolf von Habsburg (1273—1291).

Friedrich Barbarossa mochte ungefähr sechzig Jahre tot sein, da war wieder einmal der deutsche Thron erledigt. Aber was war aus der Kaiserkrone geworden? Während sie auf Barbarossas Haupte alle Kronen der Welt überstrahlt hatte, war sie jetzt so armselig und unansehnlich geworden, daß sich kein deutscher Fürst fand, welcher sie annehmen wollte. Da beschlossen die Deutschen einem Ausländer die Kaiserwürde anzubieten, aber sie veruneinigten sich darüber, und so wurden zwei Herrscher statt eines gewählt, nämlich Richard von Cornwall und Alfons von Castilien. Jedoch beide Herrscher kümmerten sich gleichwenig um das deutsche Reich. Der eine kam nur dreimal nach Deutschland, der andere gar nicht. Da sah es natürlich für das arme, deutsche Reich eben so schlimm aus, als wenn es gar keinen Herrscher gehabt hätte. Um Recht und Gesetz kümmerte sich niemand

mehr, sondern jeder that, was er wollte. Die Fürsten rissen soviel Land, als sie konnten, an sich. Die Ritter aber fielen über die Güterwagen der Kaufleute her und plünderten dieselben aus, oder sie schleppten Reisende in ihre Burgverließe, um schweres Lösegeld zu erpressen. Niemand aber war da, der dem Unwesen steuern mochte.

Fast zwanzig Jahre dauerte diese traurige, kaiserlose Zeit. Da endlich traten diejenigen Fürsten, welche es gut mit dem deutschen Reiche meinten, zusammen und beratschlagten, was zu thun sei. Der Erzbischof Werner von Mainz und ein Vorfahr unsers preußischen Königshauses, der Burggraf Friedrich III. von Nürnberg, machten den Vorschlag, dem tüchtigen Grafen Rudolf von Habsburg die Kaiserwürde zu übertragen. Dieser Vorschlag fand allgemeinen Beifall, und so wurde denn Rudolf, der damals schon 55 Jahre alt war, von den Fürsten gewählt. Man hätte keine bessere Wahl treffen können. Zwar waren Rudolfs Stammgüter, welche in der Schweiz lagen, nicht groß, aber er selber war allgemein beliebt und geachtet, und galt weit und breit als ein tapferer und frommer Mann. Einst begegnete Rudolf auf der Jagd einem Priester, welcher mit seinem Meßdiener einem Sterbenden das Sakrament des heiligen Abendmahls bringen wollte. Ein Bach floß über den Weg; aber der Steg, welcher hinüberführte, war von dem angeschwollenen Wasser fortgerissen. Da stieg Rudolf von seinem Pferde und stellte es dem Priester zur Verfügung. Als dieser ihm nun am folgenden Tage das Pferd zurückbrachte, weigerte sich Rudolf, es zurückzunehmen, da es ihm nicht gezieme, dasselbe, nachdem es der Kirche gedient habe, noch ferner zu weltlichen Zwecken zu gebrauchen.

Aus „Der Graf von Habsburg“.

Aufs Weidwerk hinaus ritt ein edler Held,
Den flüchtigen Gemsbock zu jagen.
Ihm folgte der Knapp' mit dem Jägergeschoß,
Und als er auf seinem stattlichen Roß
In eine Au' kommt geritten:
Ein Glöcklein hört er erklingen fern —
Ein Priester war's mit dem Leib des Herrn;
Voran kam der Meßner geschritten.

Und der Graf zur Erde sich neiget hin,
Das Haupt in Demut entblößet,
Zu verehren mit gläubigem Christensinn,
Was alle Menschen erlöset.

Ein Bächlein aber rauschte durch's Feld,
Von des Gießbachs reißenden Fluten geschwellt,
Das hemmte der Wanderer Tritte.
Und beiseit legt jener das Sakrament,
Von den Füßen zieht er die Schuhe behend',
Damit er das Bächlein durchschritte.

„Was schaffst du?" redet der Graf ihn an,
Der ihn verwundert betrachtet,
„Herr, ich walle zu einem sterbenden Mann,
Der nach der Himmelskost schmachtet.
Und da ich mich nahe des Baches Steg,
Da hat ihn der strömende Gießbach hinweg
Im Strudel der Wellen gerissen.
D'rum daß dem Lechzenden werde sein Heil,
So will ich das Wässerlein jetzt in Eil
Durchwaten mit nackenden Füßen."

Da setzt ihn der Graf auf sein ritterlich Pferd
Und reicht ihm die prächtigen Zäume,
Daß er labe den Kranken, der sein begehrt,
Und die heilige Pflicht nicht versäume.
Und er selber auf seines Knappen Tier
Vergnüget noch weiter des Jagens Begier,
Der andre die Reise vollführet.
Und am nächsten Morgen, mit dankendem Blick,
Da bringt er dem Grafen sein Roß zurück,
Bescheiden am Zügel geführet.

„Nicht wolle das Gott", rief mit Demutsinn
Der Graf, „daß zum Streiten und Jagen
Das Roß ich beschritte fürderhin,
Das meinen Schöpfer getragen!
Und magst du's nicht haben zu eignem Gewinnst,
So bleibt es gewidmet dem göttlichen Dienst!
Denn ich hab' es dem ja gegeben,
Von dem ich Ehre und irdisches Gut
Zu Lehen trage und Leib und Blut
Und Seele und Atem und Leben."

Als Rudolf die Nachricht von seiner Wahl erhalten hatte, begab er sich nach Aachen zur Krönung. Dieselbe wurde in feierlicher Weise in der Kirche vollzogen. Zufällig hatte man das Reichsscepter vergessen, auf welches die Fürsten den Eid der Treue leisten mußten. Da nahm Rudolf mit rascher Geistesgegenwart das Kruzifix vom Altare und sprach: „Dieses Kreuz, durch welches die Welt erlöset ist, wird wohl noch die Stelle eines Scepters vertreten können."

Nur der mächtige König Ottokar von Böhmen war nicht nach Aachen gekommen. Er wäre selber gern Kaiser von Deutschland

geworden und wollte jetzt Rudolf nicht anerkennen. Da zog dieser mit einem Heere gegen ihn und besiegte ihn in der glorreichen Schlacht auf dem Marchfelde (1278). Ottokar fiel tapfer kämpfend. Aber auch Rudolf war mehrmals in Lebensgefahr gewesen. Gleich bei Beginn der Schlacht war ihm sein Roß unter dem Leibe getötet, und er mit demselben zu Boden gestürzt. Die Reiter jagten über ihn hinweg. Er wäre sicherlich von den Hufen der Pferde zertreten worden, wenn er sich nicht kaltblütig mit seinem Schilde gedeckt hätte. Als er nachher ein anderes Pferd bestiegen hatte, rannte ein Ritter aus Ottokars Heer mit wütendem Ansturm auf ihn ein. Diesmal aber wurde Rudolf durch seine Umgebung geschützt. Nach Beendigung der Schlacht fand man denselben Ritter unter den Gefallenen schwer verwundet liegen. Rudolfs Krieger wollten ihn töten, aber dieser wehrte ihnen, indem er sprach: „Das verhüte Gott! Einen so tapferen Ritter töten, hieße dem Reiche unersetzlichen Schaden zufügen!" Dann befahl er, den Verwundeten zu verbinden und zu pflegen.

Jetzt konnte Rudolf daran gehen, die Sicherheit im Lande wieder herzustellen. Er zog im Reiche umher und hielt strenges Gericht. Zahlreiche Raubritter wurden hingerichtet und ihre Burgen zerstört.

In seinem Wesen blieb Rudolf, nachdem er Kaiser geworden war, derselbe einfache Mann, welcher er als Graf von Habsburg gewesen war. Im Essen und Trinken war er höchst mäßig. Als während eines Kriegszuges die Mittel ausgingen, zog er Rüben aus dem Felde und verzehrte dieselben roh, indem er sagte: „Solange wir die noch haben, werden wir nicht verhungern." Seine Kleidung bestand meistens aus einem einfachen, grauen Wamms, wodurch er sich von einem gewöhnlichen Reitersmann wenig unterschied. Das gab zu folgendem scherzhaften Vorfall Anlaß, der zugleich die gutmütige Harmlosigkeit des Kaisers zeigt. Einst hielt Rudolf bei Mainz Hoflager. Als er an einem kalten Tage frühmorgens in die Stadt ging, fror ihn, und er trat in das Haus eines Bäckers, um sich zu wärmen. Die Frau des Bäckers aber, welche ihn nicht kannte, hielt ihn für einen gemeinen Kriegsknecht und äußerte unwillig: „Solange der Bettelkaiser in der Nähe ist, hat man nirgends Ruhe vor dem lästigen Kriegsvolke!" Rudolf mußte herzlich lachen. Darüber aber wurde das Weib erst recht aufgebracht und schüttete unter heftigem Schelten ein Gefäß mit Wasser über ihn aus. Rudolf kehrte durchnäßt ins Lager zurück. Des Mittags aber, als er bei der Tafel saß, schickte er der Bäckersfrau durch einen Diener

einige Gerichte und ließ ihr sagen, die kämen von dem Reitersmann den sie am Morgen so zuvorkommend behandelt habe. Voll Schrecken eilte jetzt die Frau in das Lager und warf sich dem Kaiser zu Füßen. Dieser aber hieß sie aufstehen und befahl ihr, zur Strafe die ganze Begebenheit noch einmal vor den anwesenden Großen zu erzählen. Das that denn auch die Frau mit frohem Herzen und zur großen Erheiterung der Gäste.

Rudolf hatte sein ganzes Leben hindurch eine gute Gesundheit. Als er seinen Tod herannahen fühlte, wollte er noch nach Speyer, zur Kaisergruft, um dort zu sterben. Aber er kam nur bis Germersheim. Hier verschied er in seinem 73. Lebensjahre.

Columbus (1492).

Bis auf Christoph Columbus kannte man nur drei Weltteile: Europa, Asien und Afrika. Columbus ist der Entdecker des vierten Weltteils geworden, welchen man Amerika genannt hat.

Christoph Columbus war der Sohn eines Wollenwebers in Genua. Niemals schämte er sich dieser Abkunft. Er pflegte zu sagen: „Mag man meine Geburt herleiten, von wo und wie man will. David hat die Schafe gehütet, und ich bin ein Diener des nämlichen Gottes, der jenen auf den Thron erhob. Ob meine Familie adlig oder unadlig war, darauf kommt wohl wenig an." In den Schulen und auf der Universität Pavia lernte Columbus Lateinisch, Mathematik, Geographie, Astronomie und Schiffahrtskunde (Nautik). Nach der Rückkehr in seine Vaterstadt trieb ihn ein unwiderstehlicher Drang auf das Meer hinaus. Schon mit 14 Jahren ging er auf die See und machte weite Reisen. Um das Jahr 1480 kam er nach Lissabon, wo er die Tochter eines berühmten Schiffskapitäns heiratete. Nach dem Tode seines Schwiegervaters erbte er dessen Schiffstagebücher und Karten. Unablässig studierte er dieselben und kam zu der Überzeugung, daß man, von Europa nach Westen segelnd, schneller nach Indien gelangen könnte, als wenn man um Afrika herumführe. Columbus ahnte damals noch nicht, daß in dem Weltmeere, welches sich zwischen Asien und Europa ausdehnt, noch ein neuer Weltteil liege, von welchem man bisher keine Kenntnis hatte.

Nachdem Columbus seinen Plan reiflich überlegt hatte, suchte er sich die Mittel zu verschaffen, denselben zur Ausführung zu bringen. Er wandte sich zunächst an seine Vaterstadt Genua und

bat dieselbe um Schiffe für eine Entdeckungsfahrt nach Westen. Aber dort vermochte man seine Ideen nicht zu fassen und wies ihn als einen „Projektmacher" ab. Nun begab er sich zum Könige von Portugal. Dieser hatte ein besseres Verständnis von den Absichten des Columbus, wollte aber die Vorteile der Unternehmung nicht mit einem Ausländer teilen und lockte daher dem Columbus listig seinen ganzen Plan, mit allen Einzelheiten, nach und nach ab. Dann sandte er heimlich ein Schiff nach Westen ab, allein der Kapitän desselben kehrte schon nach wenigen Tagen wieder zurück und erklärte, daß die Fahrt unausführbar sei. Columbus war sehr niedergeschlagen über das nochmalige Scheitern seiner Hoffnungen. Dazu kam, daß seine geliebte Gemahlin ihm durch den Tod entrissen wurde, und daß er sein ganzes Vermögen für Reisen, sowie für Anschaffung von Karten und Instrumenten verausgabt hatte. Schweren Herzens wandte er sich jetzt nach Spanien. Als hungernder Bettler, seinen Sohn Diego an der Hand, klopfte er an die Pforten eines Franziskanerklosters und bat den öffnenden Mönch um Brot und einen Trunk Wassers für den Knaben. Der Mönch kam mit Columbus ins Gespräch, hörte voll Bewunderung dessen Pläne und verwandte sich schließlich für ihn bei der Königin Isabella von Spanien. Nach 14 Tagen traf ein Schreiben derselben mit einer Geldsendung für Columbus ein. Er wurde aufgefordert, bei Hofe zu erscheinen. Aber auch diesmal wieder wurden ihm Schwierigkeiten aller Art gemacht. Er mußte zunächst vor den bedeutensten Gelehrten der Universität Salamanca seine Ansichten entwickeln. Da zeigten denn die gelehrten Herren, daß sie zum Teil doch recht wenig verstanden. Einige gaben zwar zu, daß die Erde kugelförmig sei, und daß man somit, nach Westen segelnd, schließlich nach Asien kommen müsse. Aber sie konnten nicht begreifen, wie Columbus, wenn er den großen Wasserberg hinunter gefahren sei, wieder an demselben heraufkommen wolle. Andere waren sogar noch in dem Glauben befangen, daß die Erde eine Scheibe sei. Sie beriefen sich dafür auf die Bibel und die Lehren der Kirchenväter und verwarfen das ganze Unternehmen des Columbus als frevelhaft und ketzerisch. Columbus wandte dagegen ein, daß die heilige Schrift kein Geographiebuch sei, aber man hörte nicht auf ihn. Da brach er die Unterhandlungen ab und griff wieder zum Wanderstabe. Er wollte sich jetzt nach Frankreich oder England wenden. Als aber Isabella erfuhr, daß Columbus abgereist sei, sandte sie ihm einen Eilboten nach, der ihn auch glücklich einholte und zur Königin zurückführte. Diese bewilligte ihm nun die Geldmittel zur Ausrüstung einer kleinen Flotte

und ernannte ihn zum Großadmiral aller neuen Meere und zum Vicekönig aller Länder und Inseln, die er entdecken würde.

Am 3. August 1492 trat Columbus mit 3 Schiffen und 120 Mann seine Reise aus dem kleinen Hafenorte Palos an. Ein stetiger Wind trieb die Schiffe schnell über das weite Meer hin westwärts. Als man aber das Land aus den Augen verloren hatte, sank dem Schiffsvolke der Mut. Es meinte, daß auf diesem Meere nie Winde zur Rückkehr nach Spanien wehten. Glücklicherweise änderte sich der Wind ein wenig, und die Angst hörte wieder auf. Aber als man schon mehrere Wochen über die unendliche Wasserfläche dahin geglitten war, ohne daß sich Land zeigte, geriet die Mannschaft in neue Besorgnis. Der vorsichtige Columbus gab die Zahl der zurückgelegten Meilen kleiner an, als es in Wirklichkeit der Fall war. Aber bald verschlug auch diese List nicht mehr. Das Schiffsvolk begann zu meutern und drohte, den Columbus ins Meer zu werfen, wenn er die Schiffe nicht zur Rückkehr wenden ließe. Trotzdem blieb Columbus fest. Er bat sich noch einige Tage Frist aus. Und wirklich erschienen nun sichere Anzeichen von Land. Man fischte einen künstlich geschnitzten Stab, ein Stück Rohr und frische Baumzweige auf. Endlich, am 12. Oktober, morgens zwei Uhr, erscholl vom Mastkorbe der Ruf: Land! Land! und laut jubelnd stimmte die ganze Mannschaft in diesen Ruf ein. Es war die kleine Insel Guanahani, welche man erblickte. In Böten fuhr man jetzt an das Ufer derselben. Columbus war der erste, welcher an das Land sprang. In der linken Hand das königliche Banner, in der rechten das blanke Schwert, nahm er feierlich im Namen der spanischen Krone von dem Lande Besitz. Die eingeborenen Inselbewohner sahen den ganzen Vorgang mit größtem Erstaunen. Sie waren ganz nackt und von kupferbrauner Hautfarbe. Ihr Haar war dick und schwarz wie die Mähne eines Pferdes. Einige hatten den Körper bemalt. Um das Zutrauen der Eingeborenen zu gewinnen, gab Columbus ihnen buntes Zeug und Schnüre mit farbigen Perlen, sowie andere Sachen von geringem Wert, worüber sie die größte Freude empfanden. Sie brachten ihm dafür Papageien, Speere, baumwollenes Garn in Knäueln und Goldplättchen. Als sie gefragt wurden, wo die letzteren gefunden würden, zeigten sie nach Süden. Columbus ahnte übrigens damals noch nicht, daß ein ganz neuer Weltteil von ihm entdeckt sei, sondern meinte, daß er eine Insel an der Küste Asiens erreicht habe, welche von Indien nicht weit entfernt sei. Deshalb nannte er auch die Eingeborenen Indianer.

Von Guanahani fuhr Columbus nach Süden, um das von den Indianern bezeichnete Goldland zu suchen; doch erreichte er dasselbe nicht. Dagegen entdeckte er noch die beiden großen Inseln Kuba und Haiti und trat dann die Rückkehr nach Spanien an. Hier wurde er überaus glänzend empfangen und mit großen Ehren überhäuft.

Noch drei Reisen unternahm Columbus nach dem von ihm entdeckten Lande. Die Erforschung desselben machte rasche Fortschritte. Bald wurde auch das Festland von Amerika betreten.

Aber die Mißgunst seiner Feinde gönnte Columbus seinen wohlverdienten Ruhm nicht. Unaufhörlich wurde er am Hofe in Spanien verleumdet. So kam es, daß der König ihn von seinem Posten absetzte und sogar einen seiner Hofbeamten, Franz von Bovadilla, absandte, um ihn wegen der gegen ihn erhobenen Anschuldigungen zur Rechenschaft zu ziehen. Jetzt mußte es der große Entdecker erleben, daß er auf Befehl des nichtswürdigen Bovadilla in Ketten geschlagen und gefangen nach Spanien abgeführt wurde. Als man ihm unterwegs die Ketten abnehmen wollte, wehrte Columbus dies, mit dem Bemerken: „Mein König hat mir befohlen, den Anordnungen Bovadillas Folge zu leisten. In des Königs Namen wurde ich gefesselt, und nur des Königs Befehl kann mir die Freiheit zurückgeben. Willig werde ich sie tragen, diese Ketten, und stets sollen sie mich daran erinnern, welcher Lohn mir für meine Dienste geworden ist!“ Bei seiner Ankunft in Spanien wurde er nun zwar sofort von den Ketten befreit und an den Hof eingeladen. Auch stellte sich heraus, daß alle Beschuldigungen gegen ihn grundlos waren, und der König und die Königin versicherten ihn aufs neue ihrer Huld. Trotzdem wurde er nicht wieder, dem früheren Vertrage gemäß, als Vicekönig der neu entdeckten Länder eingesetzt.

Als Columbus' Beschützerin, die Königin Isabella von Spanien, gestorben war, erhielt er überhaupt keine Schiffe wieder zu einer neuen Fahrt. Die spanischen Edelleute meinten sogar, die Entdeckung Amerikas sei gar keine Kunst gewesen; jeder andere als Columbus habe sie auch machen können. Da gedachte dieser den Schwätzern ihre Thorheit vor Augen zu führen. Er ließ ein Ei bringen und fragte die Edelleute: „Wer von Euch kann dieses Ei auf die Spitze stellen?“ Keiner vermochte es. Da nahm Columbus das Ei, drückte die Spitze desselben ein und stellte es nun hin. Jetzt riefen alle aus: „Ja, das ist keine Kunst, das hätten wir auch thun können!“ Columbus aber antwortete: „Seht, gerade so

ist es mit der Entdeckung von Amerika! Ihr hättet sie alle machen können, ich aber habe sie gemacht."

Trotz wiederholter Bitten wurden dem Columbus die Schiffe zu einer neuen Fahrt nicht bewilligt. Von Krankheit, Gram und Kummer verzehrt, starb er bereits im 59. Lebensjahre zu Valladolid. Seine Leiche wurde später nach der Insel Kuba gebracht.

Zu Valladolid im Dome
Brennen Kerzen am Altare,
Drinnen auf der Leichenbahre
Liegt Columbus totenbleich.

Seinen Helden noch zu schauen,
Drängt das Volk sich an die Thüren,
Noch das Grabtuch zu berühren
Und zu küssen seine Hand.

Waffengraue Krieger stehen,
Stumm gefaltet ihre Arme.
Aus den Wimpern rollen warme
Thränen in den greisen Bart.

Sturmgewohnte Meeressöhne
Beugen ihre harten Glieder
Zwingend zum Gebete nieder,
Weich das kampferstarrte Herz.

Keine Thräne, keine Klage
Kann den Toten wiedergeben!
Den verraten ihr im Leben,
Keine Reu' erweckt ihn mehr!

Statt des meerdurchgeh'nden Schiffes
Birgt ihn jetzt des Sarges Hülle,
Statt der weißen Segel Fülle
Wallt um ihn das Leichentuch.

Statt der frischen Meereswinde
Dumpfe Grabesluft ihm wehet,
Und das Land, wohin er gehet —
Kein Gefährte geht mit ihm!

Großer Christoph! wie doch gleichet
Deinem Heil'gen all dein Ringen,
Dessen Riesenschultern bringen
Erd und Himmel über's Meer!

Einer Welt gewalt'ge Ahnung
Hast du lang in dir getragen
Und sie uns mit kühnem Wagen
Siegend über's Meer gebracht.

Eine Welt hast du getragen
Schwarzen Undanks, still ergeben,
Die für reiches Gold gegeben
Dir der Ketten Eisenlast;

Die für ungemess'ne Länder,
Größer als zehntausend Reiche,
Einen Raum für deine Leiche
Dürren Sandes nur dir beut.

Legt ihm in den Sarg die Ketten,
Tiefen Schlafes feste Banden,
Frische Palmen seiner Lande,
Kühlung wehend, ihm auf's Haupt.

Wenn einst die Posaunen tönen,
Sprengend auf der Toten Betten,
Werden Flügel seine Ketten
Und die Palmen Kronen sein!

III. Neue Geschichte.

Martin Luther.

Tausend vierhundert drei und achtzig Jahr,
Als unser Heiland geboren war,
Da in der Christenheit man zählt,
Kam Dr. Martin auf die Welt;
Herr Martin Luther hochgelahrt,
Desgleichen nie erfunden ward!
Zu Eisleben, wo Bergleut' schön
In tiefen Schacht hinunter gehn
Und fördern edles Erz zu Tag
Mit ihrem fleiß'gen Hammerschlag,
Hat Gott es weislich so geschickt,
Daß er das Licht der Welt erblickt.
Zur Mutter hat ihm Gott beschert
Frau Margareten, ehrenwert;
Zum Vater aber Herrn Johann,
Ein ehrlich, alt' und fromm' Bergmann,
Der ihn gar streng, nach Brauch der Alten,
Zu Kirch' und Schule angehalten.
Den Namen Martin, den er trägt,
Hat ihm ein Heil'ger beigelegt,
Weil grad an dem Sankt Martinstag
Das Kindlein in dem Taufstein lag.

Martin Luther wurde am 10. November 1483 als Sohn des armen Bergmannes Hans Luther zu Eisleben geboren. Seine Mutter war eine gottesfürchtige Frau und ließ auch ihrem Sohn eine fromme Erziehung zu teil werden. Sein Vater war sehr strenge mit ihm und züchtigte ihn oft auf das Härteste. Da Martin einen scharfen Verstand und eine schnelle Auffassungsgabe besaß, so wurde er von seinem Vater zum Studium bestimmt. Mit dem vierzehnten Jahre wurde er auf die Lateinschule nach Magdeburg geschickt, wo es ihm gar kümmerlich ging. Er mußte sich durch Betteln und Singen vor den Thüren sein Brot erwerben. Ebenso traurig mußte er sich zunächst in Eisenach behelfen, wohin er im folgenden Jahre auf die

Schule kam. Eines Tages sang er dort auch an der Thüre der wohlhabenden Witwe Cotta. Die treffliche Frau fand Gefallen an der glockenreinen Stimme und dem ganzen Wesen des Knaben und gewährte demselben fortan in ihrem Hause Unterkunft. Nun entfalteten sich die Gaben Martins auf das Herrlichste.

Im achtzehnten Lebensjahre bezog er die Universität Erfurt. Jetzt konnte ihn auch sein Vater besser „vom Segen seines löblichen Bergguts" unterstützen. Nach dem Wunsche desselben sollte Martin Luther Rechtsgelehrter werden. Aber er hatte keine Neigung zu diesem Beruf, sein Herz fühlte sich vielmehr ganz zur Gottesgelahrtheit hingezogen. Auf der Universitätsbibliothek fiel ihm zum ersten Male eine Bibel in die Hände. Er las darin und fühlte sich mächtig angeregt. Besonders tief ergriffen war er von der Erzählung der Jugend Samuels. Immer ausschließlicher begannen die christlichen Gedanken die Seele des Jünglings zu beschäftigen. Da wurde eines Tages bei einem furchtbaren Gewitter sein bester Freund, Alexius, an seiner Seite durch den Blitz erschlagen. Dieses schreckliche Ereignis brachte bei ihm den Entschluß zur Reife, der Welt zu entsagen und in ein Kloster zu gehen. Noch einmal versammelte er seine Freunde zu Saitenspiel und Becherklang um sich; dann, am folgenden Morgen, trat er, 22 Jahre alt, in das Augustinerkloster zu Erfurt ein. Gefoltert von innerer Seelenpein suchte der junge Mönch sowohl im Gebet als in wissenschaftlichen Studien Trost. Aber seine Seelenangst verließ ihn nicht. Endlich wandte er sich an einen alten Klosterbruder um Rat, wie er zur ewigen Seligkeit gelangen könne. Der Greis erwiderte: „Es ist kein anderes Mittel, als der lebendige und aufrichtige Glaube an die Erlösung der Menschen durch Jesum Christum. Der Mensch vermag nicht durch eigne Verdienste und gute Werke, sondern allein durch den Glauben an Christus vor Gott gerecht zu werden." Diese Worte klangen Luther wie eine himmlische Melodie. Der Friede zog jetzt allmählich in seine Brust ein, denn er wußte, daß er den wahren und lebendigen Glauben an Jesus Christus besitze. Und je gründlicher er die heilige Schrift und die Lehren des Kirchenvaters Augustin studierte, desto mehr wurde er in der Richtigkeit seiner Erkenntnis bestärkt.

Infolge seiner Gelehrsamkeit wurde Luther schon in seinem fünfundzwanzigsten Lebensjahre (1508) als Lehrer an der kurz vorher errichteten Universität zu Wittenberg angestellt.

Nachdem er dort bereits zehn Jahre Vorlesungen über Philosophie und Theologie gehalten hatte, begab es sich, daß der Papst Leo X. einen Ablaß in Deutschland predigen ließ, um für den Bau

der Peterskirche in Rom Geld zu erhalten. Auch in die Nähe von Wittenberg kamen die Ablaßkrämer. Der Dominikanermönch Tetzel hatte in dem Städtchen Füterbogk eine Bude aufgeschlagen und bot in rohester Weise den Ablaß aus, indem er unterließ, das Volk darauf aufmerksam zu machen, daß mit der Bezahlung des Ablaßzettels allein die Vergebung der Sünden noch nicht erlangt sei, sondern daß dazu ernstliche Reue und Buße nötig sei. Das Volk strömte von allen Seiten, auch von Wittenberg, zu ihm. Vergebens eiferte Luther auf der Kanzel gegen den Ablaßhandel. Endlich schlug er am Vorabend von Allerheiligen (31. Oktober 1517) an der Thüre der Schloßkirche zu Wittenberg 95 Thesen (Lehrsätze) an, in welchen er dem Mißbrauche des Ablasses entgegentrat. Der Erfolg der Thesen war ein außerordentlicher. „Dieselben liefen schier in 14 Tagen durch ganz Deutschland, denn alle Welt klagte über den Ablaß."

Damit hatte Luther den ersten Schritt zu seiner Reformation (Verbesserung) der kirchlichen Zustände gethan. Von den Lehren der katholischen Kirche entfernte er sich immer mehr. Der Papst ließ ihn verschiedene Male zum Widerruf auffordern. Luther aber beharrte nur um so fester bei seinen Ansichten. Endlich that ihn der Papst als Ketzer in den Bann. Aber dieser Bannfluch hatte für Luther keinen weiteren Nachteil, da der Kurfürst Friedrich der Weise von Sachsen ihn schützte. Luther zog vielmehr in Begleitung zahlreicher Professoren und Studenten vor das Elsterthor der Stadt Wittenberg und verbrannte in deren Beisein die päpstliche Bannbulle, mit den Worten: „Weil du den Heiligen des Herrn betrübt hast, so verzehre dich das ewige Feuer." Damit war der Bruch Luthers mit dem Papste und der katholischen Kirche vollendet.

In damaliger Zeit regierte in Deutschland der Kaiser Karl V. Der wollte gern, daß die religiösen Streitigkeiten beigelegt würden. Er lud daher alle Reichsstände zu einer feierlichen Versammlung nach Worms ein und forderte auch Luther auf, dahin zu kommen, um sich über seine Lehren zu verantworten. Die Freunde Luthers rieten diesem ab, der Vorladung zu folgen, trotzdem der Kaiser ihm für seine Person Sicherheit zugesagt und erklärt hatte, daß er unangetastet von Wittenberg nach Worms und wieder zurück reisen dürfe. Luther aber trat mit Mut und Gottvertrauen die Reise an. Unterwegs zeigte sich, wie weit schon der Ruf des kühnen Mannes verbreitet war. Denn allenthalben strömte das Volk herbei, um ihn zu sehen. Als er schon fast in die Nähe von Worms gekommen war, wurde er noch einmal gewarnt, in die Stadt hineinzugehen. Er aber antwortete: „Wenn ich gleich wüßte, daß so viel

Teufel drinnen wären, als Ziegel auf den Dächern sind, so müßte ich doch hinein." Am 16. April 1521 zog er in Worms ein und nahm Herberge im Deutschen Hause. Noch am nämlichen Tage, bis tief in die Nacht hinein, kamen viele Grafen, Ritter und Geistliche, um ihn zu sprechen. Am folgenden Tage wurde er zum ersten Male vor die Reichsversammlung geladen. Er mußte heimlich, auf Umwegen, auf das Rathaus geführt werden; so drängte das Volk in den Straßen, um den großen Reformator zu sehen.

An der Thüre des Saales trat der greise Feldhauptmann Georg von Frundsberg auf Luther zu, klopfte ihm auf die Schulter und sprach: „Mönchlein, Mönchlein! du gehest einen schweren Gang, dergleichen ich und mancher Oberst in der allerernstesten Schlachtordnung nicht gethan haben. Bist du aber auf rechter Meinung und deiner Sache gewiß, so fahre nur in Gottes Namen fort und sei getrost, er wird dich nicht verlassen." Als Luther in den Saal eintrat, empfing ihn die Reichsversammlung mit feierlicher Stille. Kaiser Karl saß, mit dem Scepter in der Hand, auf dem Throne, umgeben von seinen Räten. Außerdem waren über 200 Fürsten und Herren zugegen. Man fragte Luther, ob er seine Lehre widerrufen wolle. Dieser bat sich eine kurze Bedenkzeit aus. Er erhielt einen Aufschub von 24 Stunden. Am 18. April, Abends 6 Uhr, stand der Reformator abermals vor den Schranken der Reichsversammlung. Als er jetzt aufgefordert wurde, seine Antwort auf die am vorhergehenden Tage vorgelegte Frage klar und bestimmt abzugeben, verteidigte er in einer zweistündigen Rede seine Lehre. Als er geendet hatte, wurde ihm bedeutet, daß man nicht mit ihm über seine Lehre streiten wolle, sondern daß er einfach und bestimmt erklären möge, ob er widerrufen wolle oder nicht. Da richtete sich Luther mit erhabenem Stolze auf, und mit funkelnden Augen und glühenden Wangen sprach er: „Weil man denn eine schlichte, einfältige, richtige Antwort von mir haben will, so will ich die geben, so weder Hörner noch Zähne haben soll. Nämlich also: Es sei denn, daß ich mit Zeugnissen der heiligen Schrift oder mit öffentlichen, klaren und hellen Gründen und Ursachen überwunden und überweist werde, so kann und will ich nicht widerrufen. Hier stehe ich, ich kann nicht anders, Gott helfe mir! Amen!"

Luther wurde nach dem Verhör zunächst in seine Wohnung und darauf, wie der Kaiser ihm zugesichert hatte, nach Wittenberg zurückgeführt. Trotzdem aber wollte der Kaiser jetzt strenge gegen Luther und seine Anhänger einschreiten. Das erfuhr der Kurfürst

Friedrich der Weise. Er wollte daher seinen lieben Pater Martin zur rechten Zeit in Sicherheit bringen. Im Einverständnis mit Luther ließ er diesen auf seiner Rückreise nach Wittenberg im Thüringer Walde durch fünf verkappte Reiter den kaiserlichen Geleitsmännern entreißen und auf die Feste Wartburg, bei Eisenach, bringen. Hier legte Luther ritterliche Kleidung an, ließ sich einen Bart wachsen und nannte sich „Junker Georg“. Seine Umgebung hielt ihn für einen Ritter, welcher aus irgend einem Grunde auf der Wartburg gefangen gehalten würde. Luther benutzte die Zeit, welche er hier in Zurückgezogenheit verlebte, in trefflichster Weise zu seiner Übersetzung der Bibel, welche noch bis auf den heutigen Tag unübertroffen dasteht. Die Feinde Luthers hielten ihn für tot; auch von seinen Freunden wußten nur wenige um das Geheimnis seines Aufenthalts.

Fast ein volles Jahr hatte Luther in aller Stille auf der Wartburg verlebt, da veranlaßte ihn ein Vorgang in Wittenberg, wiederum in die Öffentlichkeit zu treten. Dort hatte sich nämlich während seiner Abwesenheit eine Partei gebildet, welche nicht bloß an der katholischen Glaubenslehre auszusetzen hatte, sondern auch von der ganzen bisherigen Ausschmückung der Kirchen nichts wissen wollte. Eines Tages erhob sich diese Partei in wildem Aufruhr, zerschlug die Altäre und Beichtstühle und warf die Bilder und heiligen Gefäße aus den Gotteshäusern auf die Straße. Als Luther von diesen Gewaltthaten hörte, litt es ihn nicht länger auf der Wartburg. Er eilte sofort nach Wittenberg und predigte hier acht Tage lang von der Kanzel gegen die Schwarmgeister. Da legte sich der Sturm.

Von jetzt ab blieb Luther in Wittenberg. Er ging nun daran, eine Kirche nach seinen Grundsätzen einzurichten. Das Mönchsgewand legte er ab und trug fortan einen schwarzen Rock, zu welchem ihm der Kurfürst jedesmal das Tuch schenkte. Auch vermählte er sich bald darauf mit der ehemaligen Nonne Katharina von Bora. Für die Reformation wirkte er bis an sein Ende durch Wort und Schrift, treulich unterstützt von seinem Freunde, dem gelehrten Melanchthon.

Das letzte Werk Luthers war ein Werk der Versöhnung. Die Grafen von Mansfeld beriefen ihn im Anfange des Jahres 1546 in einer Erbschaftsangelegenheit als Schiedsrichter nach Eisleben. Luther kam schon krank daselbst an. Dennoch predigte er viermal. Am 17. Februar wurde er bettlägerig. Bald erkannte er, daß die Krankheit zum Tode führe. Da begann er inbrünstig zu beten

und befahl Gott seine Seele. Seine Freunde fragten ihn, ob er auf seine Lehre sterben wolle. Er gab ihnen ein festes „Ja" zur Antwort. Bald darauf verschied er (18. Februar 1546).

Friedrich Wilhelm, der Große Kurfürst (1640—1688).

Ich bin ein Preuße! kennt ihr meine Farben?
Die Fahne schwebt mir weiß und schwarz voran;
Daß für die Freiheit meine Väter starben,
Das deuten, merkt es, meine Farben an.
Nie werd ich bang verzagen;
Wie jene will ich's wagen.
Sei's trüber Tag, sei's heitrer Sonnenschein:
Ich bin ein Preuße, will ein Preuße sein!

Mit Lieb' und Treue nah ich mich dem Throne,
Von welchem mild zu mir ein Vater spricht;
Und wie ein Vater treu mit seinem Sohne,
So steh ich treu mit ihm und wanke nicht.
Fest sind der Liebe Bande:
Heil meinem Vaterlande!
Des Königs Ruf dringt in das Herz mir ein:
Ich bin ein Preuße, will ein Preuße sein!

Nicht jeder Tag kann glühn im Sonnenlichte,
Ein Wölkchen und ein Schauer kommt zur Zeit;
Drum lese keiner mir es im Gesichte,
Daß nicht der Wünsche jeder uns gedeiht.
Wohl tauschten nah und ferne
Mit mir gar viele gerne;
Ihr Glück ist Trug und ihre Freiheit Schein:
Ich bin ein Preuße, will ein Preuße sein!

Und wenn der böse Sturm mich wild umsauset,
Die Nacht entbrennet in des Blitzes Glut;
Hat's doch schon ärger in der Welt gebrauset,
Und was nicht bebte, war der Preußen Mut.
Mag Fels und Eiche splittern,
Ich werde nicht erzittern!
Es stürm' und krach', es blitze wild darein:
Ich bin ein Preuße, will ein Preuße sein!

Wo Lieb' und Treu' sich so dem König weihen,
Wo Fürst und Volk sich reichen so die Hand,
Da muß des Volkes wahres Glück gedeihen,
Da blüht und wächst das schöne Vaterland.
So schwören wir aufs neue
Dem König Lieb' und Treue!
Fest sei der Bund! ja, schlaget mutig ein!
Wir sind ja Preußen, laßt uns Preußen sein.

Preußen ist nicht von Anfang an der mächtige Staat von heute gewesen, sondern hat sich allmählich, unter dem sichtbaren Schutze Gottes, aus kleinen Anfängen zu seiner jetzigen Größe und Bedeutung erhoben. Auch führten die preußischen Herrscher nicht zu allen Zeiten den Titel „König von Preußen", sondern hießen anfänglich „Markgrafen" und später „Kurfürsten" von Brandenburg. Unter diesen Kurfürsten hat sich keiner höhere Verdienste um die Hebung seines Landes erworben, als Friedrich Wilhelm, der Große Kurfürst.

Friedrich Wilhelm entstammte dem Hohenzollerngeschlecht, welches schon seit 1415 in der Mark Brandenburg regierte. Er war geboren zu Berlin im Jahre 1620, also zu einer Zeit, wo bereits der schreckliche Glaubenskrieg begonnen hatte, der dreißig Jahre lang unser deutsches Vaterland verheert und bis an den Rand des Verderbens gebracht hat (1618—1648). Auch die Mark Brandenburg hatte unter dem Kriegsunglück schwer zu leiden. Infolgedessen verlebte Friedrich Wilhelm eine ziemlich trübe Jugendzeit. Trotzdem aber entwickelte er sich körperlich und geistig auf das Beste. Er erhielt Unterricht in den Sprachen, der Geschichts- und Kriegswissenschaft; sein Körper wurde durch Leibesübungen abgehärtet. Seine fromme Mutter erweckte vor allem einen festen Glauben an Gott und seine Vorsehung in seinem Herzen. Und diesen gottesfürchtigen Sinn hat sich Friedrich Wilhelm sein ganzes Leben hindurch bewahrt. Früh und spät und in allen schwierigen Lebenslagen wandte er sich mit seinem Gebet an Gott. Das neue Testament und die Psalmen führte er auf allen Kriegszügen mit sich. Sein Wahlspruch war das Wort des Psalmisten: „Herr, thue mir kund den Weg, darauf ich gehen soll".

Mit dem 14. Jahre schickte ihn sein Vater, der Kurfürst Georg Wilhelm, in Begleitung seiner Erzieher nach Holland, wo er namentlich auf der berühmten Universität Leiden seine Studien vervollständigen sollte. Aber in Leiden brach bald nach seiner Ankunft die Pest aus, und Friedrich Wilhelm begab sich daher nach der Residenzstadt Haag. Hier herrschte damals ein sehr üppiges, schwelgerisches Leben. Öfters wurde der Versuch gemacht, auch den jungen Prinzen zu unwürdigen Ausschweifungen zu verführen. Aber siegreich widerstand er allen Lockungen. Um nicht ferner den Verführungen ausgesetzt zu sein, verließ er eines Tages plötzlich den Haag, indem er erklärte: „Ich bin es meinen Eltern, meiner Ehre und meinem Lande schuldig!" Er begab sich zum Prinzen Friedrich Heinrich von Oranien, dem Statthalter von Holland, welcher sich

damals gerade im Feldlager vor der Stadt Breda befand. Als dieser den Grund seiner plötzlichen Entfernung aus dem Haag erfuhr, klopfte er ihm beifällig auf die Schulter und sprach: „Eine solche Flucht ist heldenmütiger, als wenn ich Breda eroberte. Vetter, Ihr habt das gethan, Ihr werdet mehr thun. Wer sich selbst besiegen kann, der ist zu großen Unternehmungen fähig".

Nachdem Friedrich Wilhelm aus Holland zurückgekehrt war, lebte er am Hofe seines Vaters und suchte sich einen Einblick in die Regierungsgeschäfte zu verschaffen. Im Jahre 1640 starb der Kurfürst Georg Wilhelm, und Friedrich Wilhelm, erst 20 Jahre alt, trat nun die Regierung an. Wie traurig es aber damals in seinem Lande aussah, davon kann man sich kaum einen Begriff machen. Noch immer wütete der dreißigjährige Krieg und suchte gerade jetzt die Mark Brandenburg mehr, denn je, heim. Truppen, um sein Land zu schützen, hatte der Kurfürst nicht. Die wenigen brandenburgischen Soldaten, welche überhaupt da waren, standen im Dienste des Kaisers. Die Äcker waren seit Jahren nicht bestellt, ganze Ortschaften lagen verödet, Berlin zählte kaum noch die Hälfte seiner früheren Bewohner. Dem rastlosen Streben des Kurfürsten gelang es nun vor allem, seinen Unterthanen den lang ersehnten Frieden zu verschaffen.

Jetzt aber wollte er auch für die Zukunft möglichst zu verhindern suchen, daß sein Land wieder in ähnliche Not geriete, wie durch den letzten, schrecklichen Krieg. Deshalb bildete er ein schlagfertiges Heer, welches er nach und nach bis auf 28000 Mann brachte. An die Spitze desselben aber stellte er den berühmten Feldmarschall von Derflinger.

Dieser stammte von armen Eltern und hatte in der Jugend das ehrsame Schneiderhandwerk erlernt. Auf seiner Wanderung als Schneidergesell kam er einst bei Tangermünde an die Elbe, wo er übergesetzt zu werden wünschte. Der Fährmann aber wies ihn zurück, weil er das Fährgeld nicht zahlen konnte. Als er traurig am Ufer stand, sah er, daß Kriegsleute unentgeltlich übergefahren wurden. Da meinte er, es wäre ja besser, Kriegsmann zu sein, als Schneider, warf Bügeleisen und Schere in den Strom und ließ sich sofort als Reiter, zunächst im sächsischen Heere, anwerben. Später trat er in schwedische Dienste, rückte bis zum Obersten auf und nahm am Ende des dreißigjährigen Krieges seinen Abschied. Seitdem wohnte er in der Mark Brandenburg und wurde so mit dem Großen Kurfürsten bekannt. Als dieser nun sein neues Heer bildete, berief er Derflinger zum Oberbefehlshaber.

Bald sollte das brandenburgische Heer Gelegenheit haben, die herrlichsten Thaten zu verrichten. Ludwig XIV., König von Frankreich, fing nämlich einen höchst ungerechten Krieg mit den Holländern an und brachte dieselben in die größte Bedrängnis. Da eilte der Große Kurfürst ihnen mit seinen Brandenburgern zu Hilfe und kämpfte am Rhein auf das Tapferste gegen die Franzosen. Sein Beispiel bewog auch den Kaiser von Deutschland, auf die Seite der bedrängten Holländer zu treten. Dafür wollte sich Ludwig XIV. an dem Großen Kurfürsten rächen und veranlaßte die Schweden, mit Heeresmacht von Pommern aus in die Mark Brandenburg einzufallen. Hier hausten die feindlichen Soldaten nun in schrecklicher Weise. Die Dörfer wurden ausgeplündert, die Saaten verwüstet, das Vieh weggetrieben und von den Einwohnern Geld durch die abscheulichsten Martern erpreßt. Das mißhandelte Volk flehte seufzend nach einem Erretter. Als der Kurfürst in seinem Kriegslager am Rhein von diesen Vorgängen Nachricht erhielt, schrieb er seinen Unterthanen, sie möchten sich nur gedulden und die Feinde nicht unnötig reizen. Er würde ihnen sobald als möglich zu Hilfe kommen. Zu Ende Mai 1675 brach er mit seinem Heere auf. Die Fußtruppen wurden auf Wagen transportiert, um schneller vorwärts zu gelangen. Die Feinde wähnten den Kurfürsten noch in seiner Stellung am Rhein, als er bereits die Elbe überschritten hatte und ganz in ihrer Nähe war. Auf dem Marsche erfuhr Friedrich Wilhelm durch den Landrat von Briest, daß ein schwedisches Dragonerregiment die Stadt Rathenow (an der Havel) besetzt habe. Er beschloß, dieses Regiment zu überfallen. Der Landrat mußte ihm dabei behilflich sein, indem er die schwedischen Offiziere am andern Tage zu einem festlichen Gelage einlud. Während dieselben sich den Freuden der Tafel hingaben, ließ der Kurfürst seine Truppen an die Stadt heranziehen. Derflinger kleidete einige seiner Leute in schwedische Röcke, und mittelst dieser Verkleidung erlangte man Einlaß in die Stadt. Die schwedische Wache wurde niedergemacht, und nun sprengte Derflinger in die Straßen und vollendete die Eroberung der Stadt. Dieser erste Erfolg gab den Brandenburgern neuen Mut. Der Kurfürst rückte jetzt mit seinen Truppen gegen das Hauptheer der Schweden, welches bei dem Orte Fehrbellin unter dem Feldmarschall Wrangel Stellung genommen hatte.

Am 18. Juni 1675 kam es hier zu einer Schlacht, welche den Ruhm der preußischen Armee begründet hat. Mit Feldherrnblick musterte der Kurfürst das Schlachtfeld und gewahrte einen

Sandhügel, welchen die Feinde zu besetzen vergessen hatten. Dorthin mußte Derflinger mit dem brandenburgischen Geschütz eilen, welches nun bald verderbenbringend in die Reihen des schwedischen Fußvolks einschlug. Die Schweden ließen sogleich den Hügel durch Reiterei und Fußvolk heftig angreifen. Die Geschütze waren in großer Gefahr; da kamen Derflingers Dragoner herbei, saßen von den Pferden ab und riefen, sie würden sich eher bei den Kanonen begraben lassen, als sie dem Feinde überliefern. Sie hielten den Angriff tapfer aus, bis Hilfe kam. Inzwischen hatte der Kurfürst an der Spitze seiner Reiterei die Feinde angegriffen. Mitten in dem feindlichen Kugelregen bemerkte der wackere Stallmeister Emanuel Froben, daß das weiße Schlachtroß des Kurfürsten dem feindlichen Geschütz augenscheinlich als Zielscheibe diene. Schnell faßte er seinen Entschluß, den tapferen Herrn aus der Gefahr zu erretten. Unter dem Vorgeben, daß der Schimmel scheue, wußte er den Kurfürsten zu überreden, das Pferd mit dem seinigen zu vertauschen. Kaum aber hatte Froben des Kurfürsten Roß bestiegen, so sank er neben demselben, durch eine feindliche Kugel hingestreckt, als Opfer seiner treuen Ergebenheit, zu Boden.

Herr Kurfürst Friedrich Wilhelm, der große Kriegesheld,
Seht, wie er auf dem Schimmel vor den Geschützen hält!
Das war ein rasches Reiten vom Rhein bis an den Rhin,
Das war ein heißes Streiten am Tag von Fehrbellin.

Wollt ihr, ihr trotz'gen Schweden, noch mehr vom deutschen Land?
Was tragt ihr in die Marken den wüt'gen Kriegesbrand?
Herr Ludwig von der Seine, der hat euch aufgehetzt,
Daß Deutschland von der Peene zum Elsaß werd' zerfetzt.

Doch nein, Graf Gustav Wrangel, hier steh' nun einmal still,
Dort kommt Herr Friedrich Wilhelm, der mit dir reden will.
Gesellschaft aller Arten bringt er im raschen Ritt
Samt Fahnen und Standarten zur Unterhaltung mit.

Nun seht ihn auf dem Schimmel: ein Kriegsgott ist er, traun!
Den Boden dort zum Tanze will er genau beschaun.
Und unter seinen Treuen da reitet hintenan
Zuletzt, doch nicht aus Scheuen, Stallmeister Froben an.

Und wie Herr Wrangel drüben den Schimmel nun erblickt,
Ruft er den Kanonieren: „Ihr Kinder, zielt geschickt!
Der auf dem Schimmel sitzet, der Große Kurfürst ist's.
Nun donnert und nun blitzet, auf wen's geschieht, ihr wißt's!"

Die donnern und die blitzen und zielen wohl nichts Schlecht's,
Und um den Herren fallen die Seinen links und rechts.
Dem Derflinger, dem Alten, fast wird es ihm zu warm;
Er ist kein Freund vom Halten mit dem Gewehr im Arm.

Und dicht und immer dichter schlägt in die Heeresreih'n
Dort in des Schimmels Nähe der Kugelregen ein.
„Um Gott, Herr Kurfürst, weichet!" der Kurfürst hört es nicht,
Es schaut sein Blick, der gleiche, dem Feind ins Angesicht.

Der Schimmel mocht es ahnen, wem dieses Feuer gilt;
Er steigt und schäumt im Zügel, er hebt sich scheu und wild.
Die Herren alle bangen, doch ihm sagt's keiner an;
Wär doch nicht rückwärts gangen, der fürstlich große Mann.

Und doch, der Tod ist nahe und mäht um ihn herum,
Und alles zagt und trauert, und alles bleibet stumm.
Die Scheibe ist der Schimmel, das merket jeder nun;
Doch helfen mag der Himmel, von uns kann's keiner thun.

Da reitet zu dem Fürsten Emanuel Froben her:
„Herr Kurfürst, Euer Schimmel, er scheut sich vorm Gewehr!
Das Tier zeigt seine Launen, Ihr bringt's nicht ins Gefecht;
So nehmt nun meinen Braunen, ich reit's indes zurecht."

Der Herr schaut ihm herüber: „Es ist mein Lieblingsroß!
Doch das verstehst du besser, so reit' es nur zum Troß!"
Sie wechseln still, dann sprenget rasch, ohne Gruß und Wort,
Den Zügel lang verhänget, der edle Froben fort.

Und weit von seinem Herrn hält er zu Rosse nun,
Für wenig Augenblicke scheint das Geschütz zu ruhn;
Der Kurfürst selber sinnet, warum es jetzt verstummt,
Und: „Wacker war's gemeinet" — der alte Derfling brummt.

Da plötzlich donnert's wieder gewaltig übers Feld;
Doch nur nach einem Punkte ward das Geschütz gestellt.
Hoch auf der Schimmel setzet, Herr Froben sinkt zum Sand
Und Roß und Reiter netzet mit seinem Blut das Land.

Die Ritter alle schauen gar ernst und treu hinein:
O Froben, dort am Boden, wie glänzt dein Ruhmesschein!
Der Kurfürst ruft nur leise: „Ha! war das so gemeint?"
Und dann nach Feldherrnweise: „Nun vorwärts in den Feind!"

Um 6 Uhr morgens hatte die Schlacht bei Fehrbellin begonnen. Es war 8 Uhr, als der Kampf den höchsten Grad der Heftigkeit erreicht hatte. Nach einem wütenden Gefechte wurden die Schweden endlich zum Weichen gebracht. Zwei ihrer Regimenter wurden von Derflingers ergrimmten Reitern fast ganz vernichtet. Als um 10 Uhr morgens der Nebel völlig schwand, sah man die Schweden auf dem Rückzuge begriffen. Ihr Verlust betrug über 3 000 Mann, während die Brandenburger nur ungefähr 200 Mann eingebüßt hatten.

Die Kunde von dem Siege des Großen Kurfürsten verbreitete sich schnell durch ganz Europa und erregte überall das höchste Erstaunen. Denn die Truppen des Schwedenvolkes galten damals für unbesiegbar. Der Kaiser und alle Fürsten des Reichs sandten dem brandenburgischen Helden besondere Glückwunschschreiben. Ludwig XIV. ließ sich sogar Pläne von der Gegend des Schlachtfeldes anfertigen, um die kühnen Kriegszüge seines Gegners möglichst genau studieren zu können.

Friedrich Wilhelm hatte indes die Schweden bis nach Pommern verfolgt. Eine feste Stadt nach der andern fiel in seine Hände. Auch die Hauptstadt Stettin wurde nach hartnäckiger Gegenwehr zur Übergabe gezwungen. Die Stettiner hingen, um Derflinger zu ärgern, an dem höchsten Turm der Stadt ein ungeheures Bild heraus, das einen Schneider mit Schere und Elle darstellte. Sie sollten jedoch den schlechten Scherz schwer büßen: denn es wurde nicht nur dieser Turm von dem gereizten Feinde eingeäschert, sondern die ganze Stadt war nach längerer Belagerung nur noch ein Schutthaufen, und die schwedische Besatzung mußte sich endlich ergeben.

Leider aber sollte Friedrich Wilhelm den verdienten Lohn für seine herrlichen Thaten nicht ernten. Während er unaufhaltsam gegen die Schweden vordrang, hatte der Kaiser und das Reich, ohne auf den Kurfürsten Rücksicht zu nehmen, mit Ludwig XIV. Frieden geschlossen. Vergebens suchte Friedrich Wilhelm den Kaiser zur Fortsetzung des Krieges zu bewegen. Er wies darauf hin, daß jetzt eine günstige Gelegenheit geboten sei, Frankreich zu demütigen. Der Kaiser aber war für solche Pläne nicht mehr zugänglich, denn mit Besorgnis sah er bereits das Emporkommen des brandenburgischen Staates. So war denn auch der Kurfürst zum Friedensschlusse genötigt. Ludwig XIV. verlangte die Herausgabe der den Schweden entrissenen Gebietsteile, und mit schwerem Herzen mußte der Kurfürst sich endlich dazu verstehen. Es kostete ihm viel Überwindung. Als er die Feder ansetzte, um seine Einwilligung zu geben, wünschte er seufzend, nie schreiben gelernt zu haben. Und nachdem er den Friedensvertrag unterzeichnet hatte, rief er voll Schmerz aus: „Möge dereinst ein Rächer dieser Unbill erstehen!“

Und wahrlich! Die Rache ist nicht ausgeblieben.

Nach Abschluß dieses Friedens (1679) hat der Kurfürst keinen größeren Krieg wieder geführt. Seine Sorge war jetzt fast ausschließlich auf die Förderung des Wohlstandes seiner Unterthanen

gerichtet. Den Handel und Verkehr suchte er durch Anlegung von Straßen und Kanälen (Friedrich-Wilhelmskanal zwischen Oder und Spree) zu fördern. Ferner zog er von allen Seiten fleißige Ansiedler herbei, um das verlassene Land wieder zu bevölkern und anzubauen.

Namentlich gelang es ihm, aus Frankreich eine große Anzahl fleißiger Bewohner zu gewinnen. Dort nämlich unterdrückte Ludwig XIV. die Protestanten und verbot ihnen nicht bloß freie Religionsübung, sondern suchte sie auch mit Gewalt zum katholischen Bekenntnis zurückzubringen. Infolge dessen entschlossen sich viele Familien auszuwandern, aber auch hieran wurden sie bald gehindert. Ludwig ließ die Grenze besetzen und befahl, alle Auswanderer zurückzuweisen. Trotzdem entkamen zahlreiche Familien ins Ausland. Der Kurfürst lud durch eine öffentliche Bekanntmachung die Flüchtlinge ein, in sein Land zu kommen, und verhieß ihnen Schutz und Unterstützung zur Begründung eines neuen Hausstandes. Allenthalben waren seine Gesandte angewiesen, ihnen auf der Reise behilflich zu sein und für ihr Fortkommen auf jede Weise zu sorgen. Er stellte ihnen frei, sich ihre neuen Wohnorte selbst zu wählen, gab ihnen Bauplätze in Städten und Dörfern, nebst dem Baumaterial, und gewährte ihnen gleiche Rechte und Freiheiten mit seinen übrigen Unterthanen. Die Vornehmeren ließ er nach Berlin kommen und nahm sie mit dem größten Wohlwollen auf. So wurden dem Staate an 20000 nützlicher Unterthanen gewonnen, welche eine weit bessere Kenntnis der Gewerbthätigkeit aus ihrer früheren Heimat mitbrachten, als die Bewohner der Mark Brandenburg sie besaßen.

Ludwig XIV. war über den Schutz seiner entflohenen Landeskinder höchst erbittert und beschwerte sich darüber beim Kurfürsten. Dieser aber antwortete sehr entschieden, der König möge nur seine evangelischen Landeskinder so behandeln, wie er, der Kurfürst, seine katholischen, dann würden sie schon zufrieden sein und im Lande bleiben.

In seiner landesväterlichen Fürsorge war dem Kurfürsten seine Gemahlin Louise Henriette, Tochter des Prinzen von Oranien, eine treffliche Stütze. Mit inniger Liebe war sie ihrem Gatten treu ergeben und folgte ihm trotz ihrer schwachen Gesundheit fast auf allen seinen zahlreichen Reisen und selbst auf seinen Kriegszügen. Sie war von echter Frömmigkeit und christlicher Liebe beseelt, und den Armen und Notleidenden stets mit Hilfe und Rat nahe. Die schönen Kirchenlieder „Jesus meine Zuversicht“ und „Ich will von meiner Missethat zum Herren mich bekehren“ sind von ihr gedichtet.

In seinem 69. Lebensjahre, dem 49. Jahre seiner ruhmvollen Regierung, fühlte Friedrich Wilhelm, daß sein Ende herannahe. Er starb, wie er gelebt hatte, als ein wahrer Christ, mit dem herrlichen Bekenntnisse: „Ich weiß, daß mein Erlöser lebt".

Friedrich, der erste preußische König (1688—1713).

Beim Tode des Großen Kurfürsten standen die brandenburgischen Regenten an Einfluß und Ansehen bereits vielen selbständigen Königen gleich. Zu der königlichen Macht fehlte jetzt nur noch Rang und Titel, und diese zu erwerben, ist dem Sohne und Nachfolger des Großen Kurfürsten, Friedrich, gelungen. Man erzählt, schon seinem Vater sei von Ludwig XIV. geraten worden, sich vom deutschen Reiche loszusagen und zum unabhängigen König zu machen. Der arglistige Franzosenkönig beabsichtigte auf diese Weise, die Einigkeit und Macht Deutschlands zu schädigen. Aber dem deutschen Sinn des Großen Kurfürsten konnte solch ein Plan nicht zusagen. Er schloß sich nur um so enger an den Kaiser an. Auch sein Sohn hielt stets treu zu Kaiser und Reich, und zum Lohn für seine Treue gestattete ihm nach mehrfachen Unterhandlungen der Kaiser am 16. November 1700 endlich, sich den Königstitel beizulegen. Ausdrücklich aber wurde hinzugefügt, daß der Kurfürst sich nicht König von Brandenburg nennen solle, sondern daß er sich nur in dem ihm allein unterthänigen Herzogtum Preußen (jetziger Provinz Ostpreußen) als König ausrufen lassen dürfe.

Bereits im folgenden Monat begab sich Friedrich mit großem Gefolge nach Königsberg, der Hauptstadt Preußens. Am 15. Januar begannen die Festlichkeiten. Vier Herolde ritten in prächtigem Aufzuge durch die Straßen der Stadt und machten bekannt, daß das Herzogtum Preußen zum Königtum erhoben sei. Am 16. Januar, einem Sonntage, wurde in allen Kirchen der göttliche Beistand zur bevorstehenden Krönung erbeten. Am 17. Januar, am Vorabende des Krönungstages, stiftete Friedrich den schwarzen Adlerorden mit der Inschrift: Suum cuique (jedem das Seine). Der 18. Januar war der Krönungstag.

Friedrich erschien in glänzenstem, königlichem Schmuck. Sein Rock war von Scharlach, reich mit Gold gestickt und mit großen diamantenen Knöpfen besetzt, deren jeder 3000 Dukaten gekostet hatte. Um seine Schulter hing der purpurne Krönungsmantel. Friedrich begab sich zunächst in den Saal, wo die Großen des Hofes seiner warteten, und wo die Krone und das Scepter, beide aus

gediegenem Golde und mit Edelsteinen reich besetzt, auf prächtigen Kissen lagen. Mit eigenen Händen setzte sich Friedrich die Krone auf und ergriff das Scepter. Dann begab man sich zu den Gemächern der Königin. Sophie Charlotte kam dem erhabenen Gemahle mit dem Gefolge ihrer Damen entgegen. Dann beugte sie sich vor ihm, und mit eigenen Händen setzte er ihr die Krone auf das Haupt. Ihr Anzug war nicht minder kostbar. Wieder begab man sich zum Saale, wo König und Königin sich auf silbernen Thronen niederließen und die Huldigung der versammelten Großen empfingen. Nun begann unter dem Geläute aller Glocken der Stadt der feierliche Zug zur Schloßkirche. In allen Kirchen des Landes ward zu dieser Stunde über die Worte des Psalmisten gepredigt: „Ich habe funden meinen Knecht David. Ich habe ihn gesalbet mit meinem heiligen Öle. Meine Hand soll ihn erhalten und mein Arm soll ihn stärken.“ Nach Predigt und Gesang folgte die feierliche Salbung. Ein köstliches Gefäß, das auf einem goldenen Teller getragen wurde, enthielt das heilige Öl, welches zur Salbung dienen sollte. Friedrich legte Scepter und Krone von sich, kniete vor dem Altar nieder und betete. Dann empfing er die Salbung auf die Stirn und auf den Puls beider Hände. Als dies vollendet war, nahm er Krone und Scepter mit eigener Hand wieder zu sich und bestieg dann aufs neue seinen Thron. Ebenso geschah auch die Salbung der Königin. Gebet und Gesang beschlossen die feierliche Handlung.

Darauf begab sich der Zug in der Ordnung, wie er gekommen war, nach den Gemächern des Schlosses zurück. Hier wurde das feierliche Krönungsmahl eingenommen. Auch das Volk wurde im Freien reichlich bewirtet. Das Fest schloß mit einer prächtigen Illumination ab.

Zu Königsberg in Preußen dröhnt ernst der Glockenklang,
Tönt zum Kanonendonner Ambrosius Lobgesang, —
Die Adlerfahnen rauschen, als ging's zur lauten Schlacht,
Dem alten Glanz der Zollern vermählt sich junge Pracht.

Zum Kurhut ist die Krone Herrn Friederich verlieh'n —
Wie prächtig ihn umwallen Purpur und Hermelin!
Des neuen Reiches Banner ein Dohna schwingt's mit Kraft —
Um ihn vom schwarzen Adler die junge Ritterschaft.

Vom Altar nimmt die Krone der Hohenzoller jetzt,
Er hat mit eignen Händen sie sich aufs Haupt gesetzt.
Kein Propst und auch kein Kaiser gab ihm das Königsamt,
Von Gott, dem Herrn alleine, die Preußenkrone stammt.

Die andern Kön'ge alle rings auf der ganzen Welt,
Sie sind vom Papst, vom Kaiser zu ihrem Amt bestellt,
Und nur der Hohenzoller, der trägt von Gott allein
Zu Lehn die Königswürde, die stolze Krone sein.

Gekrönet tritt der König nun aus dem Gotteshaus
Zu seinem treuen Volke mit festem Schritt hinaus,
Das grüßt mit ernstem Schweigen die neue Majestät,
Die Ahnung einst'ger Größe durch all' die Herzen geht.

Dann als das Jubelrufen wie Donner schlägt ans Ohr,
Da blickt der erste König zum Himmel ernst empor
Und spricht: „Hier ist die Krone, mein Gott im Himmel du,
Gieb diesem tapfern Volke die Kön'ge auch dazu!“

Bald hatte Friedrich Gelegenheit, sich dem Kaiser dafür dankbar zu beweisen, daß er in die Erhebung Preußens zum Königreiche gewilligt hatte. In Spanien nämlich war das Königshaus ausgestorben, und auf die spanische Herrschaft erhoben jetzt der König von Frankreich für seinen Enkel und der Kaiser von Deutschland für seinen Sohn Anrechte. Da man sich nicht einigen konnte, so kam es zu einem langwierigen Kriege, welchen man den spanischen Erbfolgekrieg nennt. Noch im Jahre 1701 begann dieser Krieg und wurde erst nach dem Tode Friedrichs im Jahre 1714 beendigt. Der Franzosenkönig hatte sich gleich zu Anfang eifrig bemüht, Friedrich durch große Versprechungen als Bundesgenossen zu gewinnen. Der aber blieb dem Kaiser treu und ließ sofort die preußischen Truppen zu dessen Heer abgehen. Auch stellte er fast während des ganzen Krieges stets 25000 Mann, obgleich er dem Kaiser nur 10000 Mann zugesagt hatte.

Die preußischen Truppen standen unter der Führung des damals noch jungen, aber schon höchst ausgezeichneten Feldherrn, des Fürsten Leopold von Dessau. Derselbe war der Sohn und Erbe des regierenden Herzogs von Dessau und durch seine Mutter ein Vetter König Friedrichs. Schon früh machte er durch sein einfaches und entschlossenes Wesen viel von sich reden. Gegen den Willen seines Hofes setzte er seine Heirat mit einem einfachen Bürgermädchen, der Tochter des Hofapothekers Föse in Dessau, durch, indem er erreichte, daß der Kaiser dieselbe vorher in den Reichsfürstenstand erhob. Von wissenschaftlicher Bildung mochte er nichts wissen. Noch weniger verstand er von Musik. Die einzige Melodie, die sich ihm einprägte, war ein Marschlied, welches er zuerst auf seinem Feldzuge in Italien hörte, und welches ihm zu Ehren der

„Dessauer Marsch“ genannt ist. Nach der Melodie dieses Marschliedes sang er selbst die Kirchenlieder. Dagegen war er ein höchst tapferer und umsichtiger Kriegsmann. Von ihm rührt die Erfindung des eisernen Ladestockes her, während die Soldaten bisher sich eines hölzernen bedient hatten. Durch diese Erfindung wurde das Laden der Gewehre bedeutend erleichtert, und infolge dessen konnte jeder Soldat weit mehr Schüsse, als bisher, abgeben. Auch führte Leopold den taktmäßigen Paradeschritt ein, ebenfalls eine Neuerung von Bedeutung. Denn ein Soldat hinderte den andern nicht mehr beim Marsche, und derselbe ging daher jetzt schneller von statten. Auch mußte der Anprall dieser, wie ein Mann marschierenden, Truppe gegen den Feind weit wuchtiger ausfallen, als bisher. Schon als achtzehnjähriger Jüngling hatte sich Leopold von Dessau als Oberst eines preußischen Regiments ausgezeichnet, jetzt erntete er während des spanischen Erbfolgekrieges immer neuen Feldherrnruhm. Der Feldmarschall des Kaisers, Prinz Eugen von Savoyen, zu dessen Heer die preußischen Truppen stießen, rühmte wiederholt die vortrefflichen Leistungen derselben. Nach dem herrlichen Siege von Turin (1706) schrieb er nach Wien: „Der Fürst von Anhalt hat mit seinen Truppen abermals Wunder gewirkt. Zweimal traf ich ihn im stärksten Feuer selbst an der Front derselben, und ich kann es nicht leugnen, sie haben an Mut und Ordnung die meinigen weit übertroffen. Es ist kein Preis zu hoch, wodurch ich ihr Ausharren erkaufen kann.“

So hob Friedrich den Ruhm und das Ansehen Preußens. Aber auch für die Förderung von Wissenschaft und Kunst in seinem Lande trug er Sorge. Hierin fand er die beste Unterstützung an seiner geistvollen Gemahlin Sophie Charlotte, Tochter des Kurfürsten von Hannover. Bereits im Jahre 1692 stiftete Friedrich die Universität Halle und im Jahre 1700, auf Rat des berühmten Gelehrten Leibniz, die „Akademie der Wissenschaften“, welche noch heute für die Pflege und Verbreitung wissenschaftlicher Forschung mit reichem Erfolge sorgt. Von berühmten Künstlern aber war an dem Hofe des Königs namentlich Schlüter thätig, welcher die eherne Reiterstatue des Großen Kurfürsten und das Zeughaus in Berlin geschaffen hat.

Leider aber wollte nun der neue König es auch in äußerem Glanze womöglich dem französischen Königshofe gleich thun. Die Dienerschaft wurde vermehrt und in prunkende Livree gekleidet. Vierundzwanzig Trompeter riefen regelmäßig zur Mittagstafel. Eine Festlichkeit jagte die andere.

So verschlang die Hofhaltung ungeheure Summen, welche die armen Unterthanen aufbringen mußten. Immer neue Steuern wurden ausgeschrieben. Darüber herrschte große Unzufriedenheit im Lande. Aber der König hatte schlechte Räte und hörte nicht auf die Klagen seiner Unterthanen. So schien das junge Königreich einer schweren Zukunft entgegen zu gehen. Glücklicherweise schritt Friedrich Wilhelm, der Sohn und Nachfolger Friedrichs, auf der von seinem Vater betretenen Bahn nicht weiter.

Friedrich Wilhelm I. (1713—1740).

Die Geburt des Kronprinzen Friedrich Wilhelms war für den König Friedrich und dessen Gemahlin ein frohes Ereignis gewesen. Auch in Hannover, bei den Großeltern, herrschte große Freude darüber, und die Mutter Sophie Charlottens kam eigens von Hannover nach Berlin, um ihren Enkel zu sehen. Als er ihr gebracht wurde, wußte sie ihrer Freude keine Grenzen, so stark und kräftig, so offenen Blicks war der Knabe. Die erste Warte und Pflege des jungen Friedrich Wilhelm wurde einer Frau von Roucoulle anvertraut. Der Prinz gedieh körperlich auf das Beste, zeigte aber auch bald trotziges und heftiges Wesen. Als er einst zum Besuche nach Hannover gebracht wurde, vertrug er sich mit dem dortigen kleinen Kurprinzen so schlecht und machte seiner Großmutter so viel zu schaffen, daß man ihn nach Berlin zurücknehmen mußte. Hier wurde er nun männlichen Erziehern übergeben, aber auch die konnten wenig mit ihm anfangen. Die Lust zum Lernen fehlte ihm ganz. Seine Sitten blieben derb, und seine heftige Leidenschaftlichkeit brach oft mit Ungestüm hervor. Dagegen offenbarte der Prinz von vornherein einen einfachen, geraden und streng religiösen Sinn. Auch traten frühzeitig zwei Eigenschaften an ihm hervor, die er sein ganzes Leben hindurch behalten hat, nämlich Sparsamkeit und Vorliebe für Soldaten.

Die noch erhaltenen Rechnungen über das Taschengeld des Prinzen beweisen, wie wenig er für sich verausgabte. Nur für seine Compagnie Kadetten scheute er keine Kosten. Diese hatte er mit Erlaubnis seines Vaters aus adeligen Knaben seines Alters gebildet. Sie hatten ihre besondere Uniform, wurden an bestimmten Tagen geübt und brachten es bald zu großer Fertigkeit in den Waffen. Dieses Soldatenwesen war dem Prinzen die liebste Beschäftigung. Er faßte eine wahre Leidenschaft für die kleine

Truppenschar und war unermüdet, sie zu exerzieren und herauszuputzen. Als er sechzehn Jahre alt geworden, bildete er sich, halb ohne Wissen seines Vaters, ein besonderes Bataillon zu Wusterhausen (Jagdschloß bei Berlin) und kümmerte sich sehr genau um alle Einzelheiten der Bekleidung, Bewaffnung und Übung. Eine besondere Liebhaberei für lange Soldaten hatte er schon als Knabe, und der Fürst Leopold von Dessau half ihm heimlich solche herbeischaffen.

Gleich nach seinem Regierungsantritt ließ Friedrich Wilhelm sich die Liste der Hofbeamten und Diener vorlegen und strich aus derselben alle Kammerjunker, Hofjunker, Ceremonienmeister, überhaupt den größten Teil des glänzenden Hofstaates. Bei dem Namen derjenigen, die er behalten wollte, schrieb er: „Bleibt"; bei den übrigen hieß es: „Ist überflüssig und kann sich davon scheren". Die prunkenden Hoffeste hörten ganz auf. Dieselbe Sparsamkeit, welche der König zu Hause übte, wurde in der ganzen Verwaltung des Landes eingeführt. Alle unnötigen Ausgaben wurden vermieden. Ferner wurde genau festgestellt, wie viel Abgaben ein jeder zahlen konnte. So steigerten sich die Einnahmen des Staates rasch, und diese benutzte der König, um vor allem die gedrückte Lage seines Landes aufzubessern.

Die königliche Familie aß und kleidete sich höchst einfach. Der König selber trug stets seinen Soldatenrock, außer bei feierlichen Gelegenheiten, wo er im Königsornat erscheinen mußte. Er arbeitete von früh bis spät, und kaum ließ ihn die Sorge um das Wohl seiner Unterthanen schlafen. Um alles, was im Staate vorging, kümmerte er sich; nichts durfte ohne ihn gethan werden. Alle Beamten zitterten vor ihm, weil keiner vor seiner Kontrolle sicher war. Einst erfuhr er, daß der Thorschreiber in Potsdam die Bauern früh vor dem Thore warten ließ, ohne zu öffnen. Da geht der König eines Morgens selber hin und prügelt den säumigen Beamten mit den Worten: „Guten Morgen, Herr Thorschreiber!" höchst eigenhändig aus dem Bette heraus. Widerspruch gegen seine Anordnungen duldete er nicht: „Räsonnier er nicht!" war dann sein strenger Bescheid, und nicht selten setzte es noch Stockschläge und Fußtritte.

Nur abends gönnte sich der König eine Erholung in dem sogenannten Tabakskollegium. Hierzu wurden eine Anzahl Generäle, Minister und andere Persönlichkeiten aus der nächsten Umgebung Friedrich Wilhelms eingeladen. Die Gäste wurden aber nicht mit leckeren Speisen und teuren Weinen bewirtet, sondern jeder erhielt einen Krug Bier vorgesetzt. Dazu wurde aus tönernen Pfeifen geraucht, und wer nicht gern rauchte, wie der Fürst Leopold

von Dessau, der nahm wenigstens zum Schein eine Pfeife in den Mund. Die Unterhaltung in diesem Tabakskollegium war zwanglos. Friedrich Wilhelm sprach hier offen von seinen Plänen und Sorgen und wünschte, daß man ihm auch alles rund heraussage. Auch fehlte es bei diesen Zusammenkünften nicht an Neckereien und Späßen, die häufig genug etwas derber Art waren.

Friedrich Wilhelm schärfte seinen Räten bei jeder Gelegenheit ein, daß er alle seine Unterthanen im Wohlstande erhalten wissen wollte, und daß niemandem zu hohe Steuern auferlegt werden sollten. Als er einst erfuhr, daß die Beamten Vorspann von den Bauern verlangten, war er sehr ungehalten und schrieb: „Ich will nicht, daß die Herren Räte in den Provinzen mit meiner Bauern Pferde spazieren fahren."

Öfters reiste der König im Lande umher und sah nach, wo es fehlte. Armen Provinzen schenkte er Geld, Saatkorn, Pferde und Rindvieh. Namentlich bedurfte die Provinz Preußen seiner Unterstützung, weil dort die Pest einen großen Teil der Bevölkerung hinweggerafft hatte, und weite Strecken Landes ganz unbebaut lagen. Da zog der König nun wackere Leute aus der Fremde herbei, unterstützte sie mit Geld, Bauholz und Ackergerät und gewährte ihnen alle möglichen Vergünstigungen. Aus dem Lande Salzburg allein kamen gegen 20000 fleißige Ansiedler, welche in ihrer Heimat wegen ihres protestantischen Glaubens bedrückt waren.

Auch für den Anbau der Städte sorgte der König. Namentlich Berlin und Potsdam wurden durch ihn verschönert. Dabei verfuhr er oft mit großer Härte. Wohlhabenden Bürgern befahl er geradezu, neue Häuser zu bauen. „Der Kerl hat Geld, muß bauen", hieß es, und da waren alle Gegenvorstellungen unnütz oder sogar gefährlich.

Gewerbe und Handel schützte Friedrich Wilhelm ebenfalls nach Kräften. Er verordnete, daß alle Bekleidungsstücke seiner Soldaten nur aus einheimischer Ware gefertigt werden sollten, und auch den übrigen Unterthanen legte er die Pflicht auf, sich für ihre Bekleidung bloß preußischer Wollenstoffe zu bedienen.

Endlich wirkte der König auch darauf hin, daß das Gerichtsverfahren verbessert und vereinfacht wurde. Denn er wollte, daß in seinem Lande strenge Gerechtigkeit herrsche. Namentlich waren ihm die Spitzfindigkeiten und Kniffe der Advokaten zuwider. Einst wohnte er einer Gerichtsverhandlung bei. Nachdem der Advokat der einen Partei gesprochen, rief der König: „Der Kerl hat Recht!" Nun kam der Advokat der andern Partei und sprach so geschickt,

daß der König mit den Worten: „Der Kerl hat auch Recht!“ sehr ärgerlich den Saal verließ.

Von wissenschaftlicher Bildung hielt Friedrich Wilhelm nur wenig. Deshalb unterstützte er auch die gelehrten Stiftungen seines Vaters, die Universität Halle und die Akademie der Wissenschaften, nicht so reichlich als dieser. Dennoch aber hat er sich ein unsterbliches Verdienst dadurch erworben, daß er die Bildung auch unter das Volk verbreitete. Er ließ nämlich eine große Anzahl (fast 2000) Volksschulen in seinem Lande einrichten, in welchen Unterricht in der Religionslehre, im Lesen, Schreiben und Rechnen erteilt wurde. Wo Schulgebäude fehlten, wurden sie neu erbaut, wozu der König meistens die Baumaterialien gab. Die Eltern wurden angewiesen, ihre Kinder vom fünften bis zum zwölften Jahre zur Schule zu schicken. Niemand sollte zum Konfirmationsunterricht zugelassen werden, der nicht lesen könne. Durch diese trefflichen Anordnungen wurden die Bürger und Bauern in Preußen früher zur Bildung herangezogen, als in irgend einem andern Staate.

Die Neigung, welche Friedrich Wilhelm als Kronprinz für das Soldatenwesen gehabt hatte, bewahrte er auch als König. Die gesamte Truppenmacht vermehrte er während seiner Regierung bis auf 83000 Mann. Denn er sagte ganz richtig, daß Preußen sich nur dann in Europa Respekt verschaffen könne, wenn seine Heeresmacht derjenigen der übrigen Staaten mehr gleichgestellt würde. Friedrich Wilhelm nannte die Soldaten „seine lieben, blauen Kinder“ und sorgte für sie mit väterlicher Zärtlichkeit. In Potsdam gründete er das große Militärwaisenhaus, in welchem arme Soldatenkinder bis auf den heutigen Tag unterhalten und erzogen werden. Doch übte der König andererseits auch strenge Mannszucht: Prügelstrafen und Spießruten wurden häufig angewandt. Die größte Freude hatte er noch immer an recht lang gewachsenen Soldaten, den „langen Kerls“, wie er sie nannte. Sein Leib- und Garderegiment, welches gegen 4000 Mann zählte, bestand fast nur aus Riesen. Um solche zu bekommen, scheute der sonst so sparsame König keine Ausgaben. Aus allen Ländern wurden sie vielfach mit List und Gewalt zusammengebracht. Mit großen Kosten und großer Gefahr holte ein Major einen langen Mönch aus Rom und brachte ihn nach Potsdam. Für einen riesigen Engländer zahlte der König allein 27000 Mark. Nach einer schweren Krankheit ließ er zu seiner Erholung eine Abteilung seines Riesenregiments an seinem Bette vorbeimarschieren.

Der Hauptgehilfe des Königs bei der Ausbildung der Truppen war Leopold von Dessau („der alte Dessauer"). Derselbe war zwar seinem Vater als regierender Fürst gefolgt, blieb aber doch aus Liebe für den Militärstand während seiner ganzen Regierungszeit in preußischen Diensten. Unter seiner Leitung wurden die preußischen Truppen auf das Vortrefflichste eingeübt, so daß alle Welt über ihre Ordnung und Schlagfertigkeit staunte.

Trotz seiner vorzüglichen Heeresmacht vermied Friedrich Wilhelm ängstlich jeden Krieg. Fast wider seinen Willen wurde er endlich doch in den großen nordischen Krieg verwickelt, welchen der Schwedenkönig Karl XII. mit Polen und Rußland führte. Friedrich Wilhelm stellte sich auf die Seite der letzteren. Seine Truppen machten ihm während des ganzen Feldzugs alle Ehre. Auch war das Mühen nicht vergebens gewesen. Denn im Frieden wurde ein großer Teil von Pommern an Preußen abgetreten.

Friedrich Wilhelm starb nach siebenundzwanzigjähriger, segensreicher Regierung gefaßt und ruhig mit den Worten: „Herr Jesu, du bist mein Gewinn im Leben und im Sterben." Er hatte nicht bloß die Schuldenlast, welche zu Anfang seiner Regierung auf Preußen ruhte, getilgt, sondern hinterließ seinem Sohne und Nachfolger, Friedrich II., noch einen baren Schatz von 27 Millionen Mark, dazu einen wohlgeordneten Staat und ein kriegsgeübtes Heer.

Friedrich II., der Große (1740—1786).

Friedrich II. wurde am 24. Januar 1712, einem Sonntage, zu Berlin geboren, und ein rechtes Sonntagskind ist er sein ganzes Leben hindurch gewesen. Seine erste Erziehung leitete seine Mutter Sophie Dorothea, Tochter des Königs von England, in Gemeinschaft mit der Frau von Roucoulle, welche auch Gouvernante seines Vaters gewesen war. Friedrich war als Kind kränklich und meist stillen Wesens. Nur mit seiner Schwester Wilhelmine, die er schon damals und bis an ihr Ende zärtlich liebte, gab er sich gern heiteren Spielen hin. Einst hatte der Prinz eine kleine Trommel bekommen. Es machte ihm viel Vergnügen, darauf tüchtig den Marsch zu schlagen. Der kleinen Wilhelmine aber wurde das Trommeln zu viel, und sie schlug dem Bruder Fritz vor, ihren Puppenwagen zu ziehen oder mit ihren Blumen zu spielen. Fritz aber, obschon er sonst leicht ihren Bitten nachgab, antwortete diesmal sehr ernsthaft: „Gut Trommeln ist mir besser als Spielen und lieber als Blumen".

König Friedrich Wilhelm war gerade zugegen und hörte die Äußerung des kleinen Prinzen. Er war darüber so erfreut, daß er die Scene von seinem Hofmaler darstellen ließ.

Als Friedrich sieben Jahre alt war, erhielt er männliche Erzieher. Diesen schärfte der König ein, sie sollten den Prinzen zu einem guten Christen und einem tüchtigen Soldaten heranbilden. Aber beides wollte zunächst gar nicht recht glücken. Der Religionsunterricht wurde dem Prinzen in so trockener und langweiliger Art erteilt, daß er sich mehr abgestoßen, als angezogen fühlte. Der König selbst, so gut er es meinte, verschlimmerte diesen Eindruck, indem er den Kronprinzen oft zur Strafe Psalmen auswendig lernen ließ und demselben hierdurch die frommen Dichtungen gründlich verleidete. Wohl mag diese verkehrte Art geistiger Belehrung die Ursache gewesen sein, daß das Herz Friedrichs niemals recht wieder von der Sonne des Evangeliums durchwärmt worden ist.

Nicht viel besser gelang es dem König mit der militärischen Erziehung des Prinzen. Zwar faßte derselbe die militärischen Übungen leicht auf, aber sein lebhafter Geist wurde dadurch nicht befriedigt. Auch an der Jagd, welche Friedrich Wilhelm sehr liebte, fand er wenig Behagen, und die derben Späße des Tabakskollegiums, an welchem er frühzeitig teilnehmen mußte, flößten ihm Abscheu und Ekel ein.

Dagegen fühlte sich Friedrich mit ganzer Seele zu der schönen Litteratur und zu den Künsten hingezogen. Namentlich las er die französischen Schriftsteller, übte die Dichtkunst und trieb Musik und Malerei. Der Vater hielt diese Neigungen für ein sicheres Zeichen, daß aus dem Sohne nimmermehr ein rechter Kriegsmann werden könne, und entzog ihm daher immer mehr sein Wohlwollen. Ja, bei vielen Gelegenheiten mißhandelte er ihn vor dem ganzen Hofe.

Die Königin dagegen begünstigte die Liebhabereien des Prinzen. Mit ihrer Unterstützung ließ er einstmals auch den berühmten Flötenbläser Quanz aus Dresden nach Berlin kommen und nahm heimlich Unterricht bei ihm. Das waren Stunden herrlichen Genusses für Friedrich. Statt des steifen Zopfes und der engen Uniform pflegte er dann einen zierlichen Haarbeutel und einen gestickten Schlafrock anzulegen. Eines Abends war er wieder mit Quanz zusammen, da hörten sie plötzlich den Tritt des Königs. Quanz versteckte sich schnell, Flöte und Noten wurden bei Seite gebracht, und Friedrich legte in Eile wieder die Uniform an. Der Vater aber merkte, was man getrieben hatte. Er fand den Schlafrock und den Haarbeutel, warf sie im heftigsten Zorne nebst vielen

Büchern ins Feuer und konnte des Scheltens kein Ende finden. Es dauerte lange, ehe der König dem Sohne wieder verzieh. Zu andern aber äußerte er: „Fritz ist ein Querpfeifer und Poet; er macht sich nichts aus den Soldaten und wird mir meine ganze Arbeit verderben".

Das Zerwürfnis zwischen Vater und Sohn wurde immer größer, als der Prinz sich weigerte, auf den Lieblingswunsch des Königs einzugehen und die ihm zugedachte Prinzessin von Braunschweig-Bevern zur Gemahlin zu nehmen. Seitdem kam es zu den heftigsten Auftritten. Endlich mochte Friedrich die schimpfliche Behandlung nicht länger ertragen und beschloß, nach England zu fliehen, wo ihm freundliche Aufnahme zugesichert war. Zwei junge Offiziere, von Katte und Keith, wurden in den Fluchtplan eingeweiht. Derselbe sollte während einer Reise, welche der König in Begleitung des Kronprinzen in die Rheinprovinz unternahm, zur Ausführung kommen. Allein der Plan mißglückte, und Friedrich wurde festgenommen. An Keith konnte er noch einen Zettel gelangen lassen mit den Worten: „Rette dich, alles ist entdeckt". Keith setzte sich augenblicklich zu Pferde und entkam über Holland nach England. Katte aber wurde ebenfalls verhaftet.

Der König geriet in die heftigste Wut über den Fluchtversuch des Prinzen. Als er ihn zuerst zu Gesicht bekam, schlug er ihm mit seinem Stock das Antlitz blutig. In Wesel zog er sogar seinen Degen, um seinen Sohn zu durchbohren. Der General von Mosel aber warf sich zwischen beide und rief: „Durchbohren Sie mich, aber verschonen Sie Ihres Sohnes!" Dennoch beabsichtigte der König, den Prinzen hinrichten zu lassen. Er betrachtete dessen Fluchtversuch als einen Bruch des Fahneneides und wollte ihn von einem Kriegsgerichte zum Tode verurteilen lassen.

Indessen gelangten von allen Seiten, sowohl aus dem preußischen Volke, als von den fremden Höfen, Bitten und Vorstellungen für den unglücklichen Prinzen an den König. Auch der alte Fürst Leopold von Dessau und die geachtesten Offiziere verwandten sich für ihn. Der Major von Buddenbrock entblößte einst seine Brust und rief kühn aus: „Wenn Ew. Majestät Blut verlangen, so nehmen Sie meins; jenes bekommen Sie nicht, so lange ich noch sprechen darf!" Am meisten aber trug zur Besänftigung des Königs der Bericht des Feldpredigers Müller bei. Dieser hatte den Prinzen in seiner Haft in Küstrin täglich besucht und konnte dem strengen Vater melden, daß Friedrich sein Unrecht einsehe und tief bereue. Er bat den König inständigst, barmherzig zu sein und den Prinzen

zu begnadigen, welcher sonst leicht in eine Gemütskrankheit verfallen könne. Dadurch wurde das Herz Friedrich Wilhelms endlich erweicht. Er stand von der Vollstreckung des Todesurteils bei Friedrich ab. Dagegen mußte das Haupt Kattes durch Henkershand fallen. Friedrich hatte dies vergebens zu verhindern gesucht. Selbst sein Anerbieten, der Thronfolge entsagen zu wollen, hatte den Freund nicht retten können.

Auch Friedrich wurde noch nicht völlig begnadigt. Er durfte keine Uniform tragen und auch nicht nach Berlin kommen, sondern mußte über ein Jahr als jüngster Kriegsrat auf der Kriegs- und Domänenkammer in Küstrin arbeiten. Erst nachdem er diese Probe zur Zufriedenheit seines Vaters bestanden hatte, wurde ihm die Rückkehr gestattet. Die volle Aussöhnung zwischen Vater und Sohn erfolgte, als Friedrich sich bereit erklärte, die von seinem Vater gewünschte Ehe mit der Prinzessin Elisabeth Christine von Braunschweig einzugehen. Aus Freude darüber schenkte ihm Friedrich Wilhelm nach stattgehabter Vermählung das schöne Schloß Rheinsberg. Hier lebte Friedrich nun in stiller Zurückgezogenheit mit Gelehrten und Künstlern. Auch suchte er seine Kenntnisse in den Kriegswissenschaften nach Kräften zu bereichern. Im Jahre 1734 begleitete er auf Wunsch seines Vaters den großen Feldherrn Prinz Eugen als Freiwilliger auf einem Kriegszuge gegen Frankreich. Dem greisen Kriegshelden gefiel der preußische Prinz, und er äußerte damals zu ihm die Worte: „Alles an Ihnen verrät, daß Sie einst ein tapferer Feldherr sein werden“. Friedrich Wilhelm war nicht wenig erfreut über dieses Lob, welches seinem Sohne zu teil geworden war.

Im Jahre 1740, nach dem Tode seines Vaters, trat Friedrich die Regierung an. Rasch sollte jetzt die Prophezeiung des Prinzen Eugen zur Wahrheit werden.

Preußen hatte alte Anrechte auf Schlesien infolge eines Erbvertrages, welchen die preußischen Herrscher mit den Herzögen dieses Landes geschlossen hatten. Als das Geschlecht der Herzöge von Schlesien aber ausstarb, nahm Österreich ohne weiteres das Land in Besitz. Die preußischen Herrscher erhoben zwar Einsprache dagegen, aber das nützte ihnen wenig. Denn Preußen war damals noch viel zu machtlos, um nötigenfalls mit den Waffen seine Ansprüche geltend machen zu können.

Friedrich ließ gleich nach seiner Thronbesteigung von der österreichischen Kaiserin Maria Theresia die Herausgabe Schlesiens verlangen. Als dieselbe verweigert wurde, rückte er mit seinem

Heere in Schlesien ein. Aber erst nach drei schweren Kriegen (die schlesischen Kriege) konnte Friedrich sich in dem Besitze dieses Landes sicher fühlen.

In dem letzten Kriege, den man wegen seiner Dauer (1756 bis 1763) auch den siebenjährigen Krieg nennt, hatte Friedrich den härtesten Stand. Denn Maria Theresia hatte sich zu seinem Verderben mit Frankreich, Rußland, Schweden und Sachsen verbündet. Während Friedrich in den beiden ersten Kriegen aus allen Schlachten als Sieger hervorgegangen war, erlitt er im siebenjährigen Kriege so furchtbare Niederlagen, daß er oftmals glaubte, alles sei verloren. Am schlimmsten erging es ihm bei Kollin (18. Juni 1757), bei Hochkirch (14. Oktober 1758) und bei Kunersdorf (12. August 1759).

Bei Kollin in Böhmen erlitt Friedrich seine erste Niederlage. Er verlor aber die Schlacht nicht durch seine Schuld, sondern weil seine Befehle nicht genau ausgeführt wurden. Trotzdem war er durch das Unglück wie betäubt. Die Offiziere fanden ihn auf einer Brunnenröhre in trüben Gedanken sitzend, den Blick starr auf den Boden gesenkt und mit dem Stock Figuren in den Sand zeichnend. Am meisten hatte die Garde in der Schlacht gelitten. Als der König den Rest derselben erblickte, traten ihm die Thränen in die Augen: „Kinder", sagte er, „ihr habt heute einen schlimmen Tag gehabt; aber habt nur Geduld, ich werde alles wieder gut machen."

Schwerer noch drückte Friedrich die zweite Niederlage bei Hochkirch in Sachsen. Diese nämlich zog er sich selber durch allzu kühnes und unvorsichtiges Vorgehen zu. Vergebens machten ihn seine Generäle auf die gefahrvolle Stellung aufmerksam. Einer von ihnen sagte geradezu: „Wenn uns die Österreicher hier nicht angreifen, so verdienen sie gehangen zu werden". Friedrich aber war völlig sorglos und meinte: „Wir müssen hoffen, daß sie sich mehr vor uns, als vor dem Galgen fürchten". Aber er hatte sich doch geirrt. Die Österreicher schlichen während der Nacht des 14. Oktober still an das Lager der Preußen heran und fielen des Morgens um 5 Uhr, als es noch stockfinster war, und die Preußen noch im tiefsten Schlafe lagen, über sie her. Die Verwirrung war entsetzlich. Die Preußen suchten sich in der Dunkelheit, so gut es ging, zu sammeln. Aber trotz der größten Tapferkeit vermochten sie die Österreicher nicht wieder zurückzudrängen. Als es Tag wurde, mußte Friedrich den Rückzug anordnen. Die Preußen hatten zahlreiche Tote und Verwundete und fast alles Geschütz verloren. So tief gebeugt der König war, suchte er doch den gesunkenen Mut seiner Soldaten

wieder aufzurichten. Als die Kanoniere an ihm ohne ihre Geschütze vorüberzogen, rief er ihnen zu: „Kinder, wo habt ihr denn eure Kanonen gelassen?“ „Der Teufel hat sie zur Nachtzeit geholt“, war die Antwort. „Nun“, erwiderte der König, „so wollen wir sie ihm bei Tage wieder nehmen“.

Am furchtbarsten aber wurde Friedrich bei Kunersdorf, in der Nähe von Frankfurt an der Oder, im vierten Jahre des siebenjährigen Krieges von den vereinigten Russen und Österreichern geschlagen. Die Preußen waren zunächst im Vorteil und hatten schon den halben Sieg errungen. Die Generäle rieten dem Könige, damit zufrieden zu sein und die Schlacht abzubrechen; denn die Truppen waren bereits sehr ermattet. Friedrich aber wollte nichts davon wissen. Er selber führte seine braven Soldaten gegen die Höhen, auf welchen die Feinde Stellung genommen hatten. Aber zahlreiche Geschütze sprühten ihnen Tod und Verderben entgegen, und alle ihre Angriffe wurden zurückgeschlagen. Die Unordnung und Mutlosigkeit wurde immer größer. Zuletzt löste sich das ganze Heer in allgemeine Flucht auf. Friedrich suchte vergebens die Seinigen wieder zu sammeln. Er setzte sich persönlich der größten Gefahr dabei aus. Zwei Pferde wurden ihm unter dem Leibe erschossen. Ihn selber traf eine Kugel, die ihn durchbohrt haben würde, wenn sie nicht durch ein goldenes Etui in seiner Westentasche aufgehalten wäre. Halb mit Gewalt mußte er zuletzt aus dem Getümmel entfernt werden. Nach der Schlacht hatte er von seinem ganzen Heere nur noch 5000 Mann beisammen.

So war also auch der große Friedrich trotz seines Feldherrntalentes nicht unbesiegbar. Aber zum Glück verstanden die Feinde nicht die gewonnenen Vorteile zu benutzen. Nach der Schlacht von Kunersdorf stand ihnen der Weg nach Berlin offen. Da aber brach Uneinigkeit zwischen den Russen und Österreichern aus. Die Russen beklagten sich darüber, daß sie alles allein thun sollten. Auch schreckten sie die furchtbaren Verluste, welche sie in der Schlacht erlitten hatten. Der russische General äußerte: „Noch ein solcher Sieg, und ich muß allein, mit einem Stabe in der Hand, nach Petersburg wandern, um ihn zu verkünden“. So verfolgten die Feinde ihren Sieg nicht, und Friedrich konnte wieder ein Heer sammeln. Ähnlich ging es auch nach den Schlachten von Kollin und Hochkirch. Friedrich fand immer wieder Zeit, sich von dem Schlage, der ihn getroffen, zu erholen. Bald bot sich ihm dann in der Regel eine Gelegenheit, den erlittenen Schaden reichlich wieder gutzumachen. Von allen Siegen, die Friedrich erfochten hat, sind

aber die herrlichsten die bei Roßbach (5. November 1757) und bei Leuthen (5. Dezember 1757).

Es war wenige Monate nach der Schlacht von Kollin. Die Feinde Friedrichs drangen von allen Seiten auf ihn ein, um ihn jetzt zu vernichten. Auch die Franzosen rückten mit einem Heere über den Rhein und legten in den deutschen Ländern großen Übermut an den Tag. Die französischen Offiziere nannten König Friedrich verächtlich den Marquis (Markgrafen) von Brandenburg und meinten, es geschehe demselben viel Ehre, daß man sich mit ihm überhaupt in einen Krieg einlasse. Mit den Franzosen vereinigte sich noch die Reichsarmee, welche Maria Theresia ebenfalls gegen Preußen auf die Beine gebracht hatte. Diesem Heere, welches 60000 Mann stark war, trat Friedrich beim Dorfe Roßbach mit nur 22000 Mann entgegen. Die Franzosen glaubten nicht, daß er mit seiner geringen Truppenmacht überhaupt eine Schlacht wagen würde, und dachten nur darauf, wie sie das preußische Heer am sichersten fangen würden. Sie sandten schon im voraus Boten nach Paris, um die Gefangennahme Friedrichs anzukündigen. Am 5. November, morgens, schickten sie sich dann an, das preußische Heer, welches auf einer Höhe lagerte, von allen Seiten einzuschließen. Friedrich erhielt hiervon Kunde. Trotzdem behielt er seine Truppen ruhig im Lager und stellte sich überhaupt so, als ob er nichts von der drohenden Gefahr ahne. Die Soldaten mußten sich noch ihr Mittagsmahl bereiten, und auch der König setzte sich mit seinen Generälen ruhig zu Tisch. Die Franzosen hielten dies für feige Ergebung in das unvermeidliche Schicksal. Plötzlich, nach zwei Uhr, gab Friedrich den Befehl zum Ausrücken. Im Nu waren alle Zelte abgebrochen, und die Truppen in Schlachtordnung aufgestellt. Eiligst versammelte Friedrich seine Generäle um sich und sprach zu ihnen: „Die Stunde ist gekommen, wo alles, was uns teuer ist, von unseren Waffen abhängt. Ihr wißt, daß es keine Beschwerde, keinen Hunger, keine Kälte, keine Nachtwachen und Gefahren giebt, die ich nicht bis jetzt mit Euch geteilt habe, und Ihr seht mich bereit, mein Leben mit Euch und für Euch hinzugeben. Alles, was ich dafür verlange, ist dieselbe Treue und Freundschaft. Jetzt benehmt Euch wie herzhafte Leute und vertraut auf Gott". „Wir wollen mit Dir sterben!" riefen seine Generäle. Dann begann die Schlacht. Allen voran stürmte der General Seydlitz mit seiner Reiterschar auf die entsetzten Franzosen ein. Friedrich folgte mit dem Fußvolke und dem Geschütz. Von dem Hügel herab donnerten seine Kanonen gegen die Reihen der Feinde. Diese dachten nicht mehr an ernstlichen

Widerstand. Jeder suchte sein Leben so schnell als möglich in Sicherheit zu bringen. Bald war das ganze Heer in eiliger Flucht begriffen. Viele von den Franzosen sollen erst Halt gemacht haben, als sie am Rhein waren. Kaum anderthalb Stunden hatte die Schlacht gedauert. Die Preußen hatten nur etwa 500 Tote und Verwundete, während die Feinde 3000 Mann und an Gefangenen 5000 Mann, dazu viele Kanonen und Fahnen verloren. In ganz Deutschland jubelte man über den herrlichen Sieg Friedrichs. Auf allen Gassen sang man:

Und wenn der große Friedrich kommt
Und klopft nur auf die Hosen,
So läuft die ganze Reichsarmee,
Panduren und Franzosen.

Jetzt eilte Friedrich sofort nach Schlesien, welches inzwischen von den Österreichern fast ganz erobert war. Beim Dorfe Leuthen, in der Nähe von Breslau, stieß er auf die feindliche Armee. Diese zählte fast 90 000 Streiter, Friedrich dagegen verfügte über kaum 30 000 Mann. Spöttisch nannte daher der feindliche Heerführer, Herzog Karl von Lothringen, Friedrichs kleine Armee die „Berliner Wachtparade." Vor der Schlacht rief Friedrich seine Generäle und Offiziere zusammen und entflammte ihren Mut durch eine begeisternde Rede. Dieselbe endigte mit den Worten: „In kurzem haben wir den Feind geschlagen, oder wir sehen uns nie wieder." Die Offiziere wiederholten den Regimentern, was sie von Friedrich gehört hatten. Frohe Siegesbegeisterung durchdrang aller Herzen.

Am Morgen des 5. Dezember 1757 zog Friedrichs kleine Schar dem Feinde entgegen. Die Soldaten sangen unter Begleitung der Feldmusik fromme Lieder. Friedrichs Adjutant wollte ihnen Schweigen gebieten, dieser aber sagte: „Nein, laß er das. Mit solchen Leuten wird Gott mir heute gewiß den Sieg verleihen." Das feindliche Heer stand bereits in Schlachtordnung da. Seine Reihen dehnten sich fast eine ganze Meile aus. Friedrich aber wußte den Feind zu täuschen. Er ließ einen Scheinangriff auf den rechten Flügel desselben unternehmen und veranlaßte dadurch den Herzog Karl von Lothringen, einen großen Teil der Truppen seines linken Flügels zur Verstärkung heranzuziehen. Diesen Augenblick benutzte Friedrich, um seinen Hauptangriff gegen den schwächer gewordenen linken Flügel zu richten. Derselbe wurde über den Haufen geworfen, und bald geriet darüber das ganze österreichische Heer in Unordnung. In wilder Flucht eilten die Feinde davon. Die preußische Reiterei jagte überall hinter drein

und machte zahlreiche Gefangene. Der Sieg bei Leuthen ist eine der glorreichsten Kriegsthaten, von welchen die Weltgeschichte erzählt. Als ein alter General nach der Schlacht dem Könige seine Glückwünsche abstattete, erwiderte dieser: „Das hat ein Höherer gethan". Auch die Soldaten hatten die Empfindung, daß sie den glänzenden Sieg nur der göttlichen Vorsehung zu verdanken hätten. Als das Heer abends auf dem Schlachtfelde lagerte, stimmte ein alter Grenadier das Lied an: „Nun danket alle Gott". Sogleich fiel die ganze Umgebung und bald darauf die ganze Armee, unter Begleitung der gesamten Feldmusik, in den schönen Lobgesang ein.

Gesiegt hat Friedrichs kleine Schar. Rasch über Berg und Thal
Von dannen zog das Kaiserheer im Abendsonnenstrahl.
Die Preußen steh'n auf Leuthens Feld, das heiß noch von der Schlacht;
Des Tages Schreckenswerke rings umschleiert mild die Nacht.

Doch dunkel ist's hier unten nur, am Himmel Licht an Licht,
Die goldnen Sterne ziehn herauf, wie Sand am Meer so dicht;
Sie strahlen so besonders heut, so festlich hehr ihr Lauf,
Es ist, als wollten sagen sie: Ihr Sieger, blicket auf!

Und nicht umsonst; der Preuße fühlt's: Es war ein großer Tag,
Drum still im ganzen Lager ist's, kein Jubel, noch Gelag,
So still, so ernst die Krieger all', kein Lachen und kein Spott —
Auf einmal tönt es durch die Nacht: Nun danket alle Gott!

Der Alte, dem's mit Macht entquoll, singt's fort, doch nicht allein;
Kam'raden um ihn her im Kreis, gleich stimmen sie mit ein;
Die Nachbarn treten zu, es wächst lawinengleich der Chor,
Und voller, immer voller steigt der Lobgesang empor.

Aus allen Zelten strömt's, es reiht sich singend Schar an Schar,
Einfallen jetzt die Jäger, jetzt fällt ein auch der Husar.
Auch Musika will feiern nicht; zu reiner Harmonie
Lenkt Horn, Oboe und Klarinett' die heil'ge Melodie.

Und stärker noch und lauter noch, es schwillt der Strom zum Meer,
Am Ende wie aus einem Mund singt rings das ganze Heer.
Im Echo donnernd widerhallt's das aufgeweckte Thal;
Wie hundert Orgeln braust hinan zum Himmel der Choral.

Noch manche harte Kämpfe hatte Friedrich nach seinem herrlichen Siege bei Leuthen zu bestehen. Endlich erklärte sich Maria Theresia für überwunden und trat im Frieden zu Hubertusburg (1763) Schlesien für immer an Preußen ab.

Daß Friedrich aus seinen Kriegen als Sieger hervorgegangen ist, hat er nächst Gott seinen braven Truppen, seinen tüchtigen Offizieren und vor allem seinen ausgezeichneten Generälen zu ver-

danken gehabt. Oft genug hat Friedrich dies selber geäußert. Besondere Verdienste um die Sache des Königs erwarben sich die Reitergeneräle Friedrich Wilhelm von Seydlitz und Joachim Hans von Ziethen. Beide standen auch nach dem Frieden beim Könige in hohem Ansehen. Als Seydlitz im Jahre 1773 gestorben war, ließ der König ihm eine Statue in Berlin errichten. Ziethen starb erst kurz vor seinem Könige und gehörte bis an sein Lebensende zu dessen Freunden. Friedrich sah seinen treuen Kriegskameraden sehr gern bei Hofe und behandelte ihn mit der größten Rücksicht. Einst nickte der alte Feldherr bei der königlichen Mittagstafel ein. Als man ihn wecken wollte, sagte der König zur Gesellschaft: „Laßt ihn ruhig schlafen; er hat oft genug für uns gewacht“.

Joachim Hans von Ziethen,
Husarengeneral,
Dem Feind die Stirne bieten
Thät er die hundertmal.
Sie haben's all erfahren,
Wie er die Pelze wusch
Mit seinen Leibhusaren,
Der Ziethen aus dem Busch.

Hei, wie den Feind sie bläuten
Bei Lobositz und Prag,
Bei Liegnitz und bei Leuthen
Und weiter Schlag auf Schlag!
Bei Torgau, Tag der Ehre!
Ritt selbst der Fritz nach Haus;
Doch Ziethen sprach: „Ich kehre
Erst noch mein Schlachtfeld aus!“

Sie stritten nie alleine,
Der Ziethen und der Fritz;
Der Donner war der eine,
Der andre war der Blitz.
Es wies sich keiner träge,
Drum schlug's auch immer ein;
Ob warm', ob kalte Schläge:
Sie pflegten gut zu sein.

Der Friede war geschlossen,
Doch Krieges Lust und Qual,
Die alten Schlachtgenossen
Durchlebten's noch einmal:
Wie Marschall Daun gezaudert
Und Fritz und Ziethen nie,
Es ward jetzt durchgeplaudert
Bei Tisch in Sanssouci.

Einst mocht' es ihm nicht schmecken,
Und sieh, der Ziethen schlief.
Ein Höfling will ihn wecken,
Der König aber rief:
„Laßt schlafen mir den Alten!
Er hat in mancher Nacht
Für uns sich wach gehalten,
Der hat genug gewacht!“

Und als die Zeit erfüllet
Des alten Helden war,
Lag einst, schlicht eingehüllet,
Hans Ziethen, der Husar.
Wie selber er genommen
Die Feinde stets im Husch
So war der Tod gekommen
Wie Ziethen aus dem Busch.

Außer den schlesischen Kriegen hat Friedrich keine größeren Kriege mehr geführt. Seine Hauptsorge war nun darauf gerichtet, die Schäden, welche der Krieg seinem Lande verursacht hatte, zu heilen. Besonders war er auf die Verbesserung der Landwirtschaft bedacht. Durch die langen Kriege waren einzelne Teile seines Landes fast zur Wüste geworden. Friedrich half, so viel er konnte. Er schenkte

den verarmten Landleuten Saatkorn und bares Geld, damit sie wieder ihre Äcker bestellen konnten. Auch zog er fremde Kolonisten ins Land, denen er unter großen Vergünstigungen Ländereien anwies, die bis dahin wüste und unfruchtbar gelegen hatten. Auf diese Weise gelang es dem Könige, morastige und öde Gegenden, besonders an der Oder und ihren Nebenflüssen, Warthe und Netze, in fruchtbare Fluren zu verwandeln.

Ebenso war er bemüht, den Handel zu beleben. Zur bequemeren Beförderung der Waren wurden die Elbe, Oder und Weichsel durch Kanäle verbunden (Plauensche, Finow- und Bromberger Kanal).

Auch auf die Gewerbthätigkeit erstreckte sich seine Fürsorge. Die Leinenfabrikation in Schlesien suchte er durch Anlegung von Spinnschulen zu fördern. In Berlin gründete er die erste Porzellanfabrik, welche sehr bald durch ihre vorzüglichen Waren berühmt wurde und der Staatskasse einen nicht unbedeutenden Ertrag brachte.

Friedrich hielt es für eine seiner ersten Pflichten, jedem seiner Unterthanen sein Recht zu verschaffen. Sein Wille war, aus der Rechtspflege alle Parteigunst zu entfernen. Deshalb ließ er eine neue Gerichtsordnung ausarbeiten, in welcher den Richtern ausdrücklich eingeschärft wurde, daß allen Menschen ohne Unterschied der Person, Hoch und Niedrig, Reichen und Armen, gleiche und unparteiische Gerechtigkeit zu teil werde. Ganz besonders wurde noch darauf hingewiesen, daß die Richter bei Streitigkeiten zwischen Privatpersonen und dem Staate keine Rücksicht auf den König nehmen sollten.

Wie groß infolge solcher Bestimmungen des Königs das Vertrauen seiner Unterthanen zur Gerechtigkeitspflege war, zeigt die Geschichte des Müllers von Sanssouci. Bei der Anlage des Schlosses von Sanssouci, in der Nähe von Potsdam, war dem Könige eine Windmühle hinderlich. Er ließ den Besitzer derselben vor sich kommen, bot ihm für die Mühle eine beträchtliche Summe und versprach ihm außerdem noch eine andere, bessere als Ersatz. Der Müller aber wollte sich von seinem väterlichen Erbe nicht trennen und lehnte alle Anträge des Königs ab. Verdrießlich darüber drohte ihm Friedrich, daß er ihm die Mühle mit Gewalt nehmen lassen würde. Der Müller jedoch ließ sich nicht einschüchtern, sondern erwiderte zuversichtlich: „Ja, wenn das Kammergericht in Berlin nicht wäre!" Der König war so erfreut über das Zutrauen, welches der einfache Mann zu seinem Gerichtshofe hatte, daß er ihn seitdem im ungestörten Besitz seiner Mühle ließ. Noch heutigen

Tages steht diese als bleibendes Andenken an die Gerechtigkeitsliebe des großen Friedrich.

Es wohnt ein Müller sorgenfrei
In seiner kleinen Mühle.
Das Mühlchen klappert Brot herbei
Bei Sonnenbrand und Kühle.

Nicht weit davon ein König hatt'
Ein Schloß sich aufgebauet.
Wär' nicht die Mühl', man hätte Stadt
Und Land d'raus überschauet.

Der König bot dem Müller Geld:
„Verkauf mir Deine Hütte!
Bau neu sie auf, wo Dir's gefällt,
Nach größrem Maß und Schnitte!"

„Mein Mühlchen ist mir gut genug,
Das laß ich meinen Erben,
Es trägt des Vaters Segensspruch,
Hier will ich ruhig sterben!"

Der Fürst sagt ja; der Müller nein;
Der Fürst wird ungeduldig.
„Ich bin Dein Herr, das Land ist mein,
Du bist zu weichen schuldig."

„Ich weiche nicht!" „Dann muß Gewalt
Den starren Sinn Dir beugen."
„Ihr irret, Herr, Euch werden bald
Die Richter andres zeigen!"

„Die Richter?" fällt der König ein,
Die selbst er eingesetzet —
„Da hast Du Recht, ich geb mich drein,
Dein Gut bleib' unverletzet!"

Seit jener Stunde lebten sie
Als Freunde, hoch und niedrig.
Des Schlosses Stand ist Sanssouci,
Des Königs Name Friedrich.

Friedrich äußerte einmal, daß der König der erste Diener seines Staates sei. Nach diesem Grundsatze richtete er seine ganze Lebensweise ein. Unablässig war er thätig, der Wohlfahrt seiner Unterthanen zu dienen. „Daß ich lebe", schrieb er an einen Freund, „ist nicht notwendig, wohl aber, daß ich thätig bin. Ich arbeite, um zu leben, denn nichts hat mit dem Tode mehr Ähnlichkeit als der Müßiggang". Schon um 4 Uhr morgens stand er auf. Ohne fremde Hilfe kleidete er sich vollständig an; doch legte er nicht sogleich die Uniform an, sondern zunächst einen Überrock von Sammet.

Dann las er die eingegangenen Briefschaften und wies seine Räte an, was in jeder Sache geschehen sollte. Alle Berichte mußten an demselben Tage beantwortet werden. Nur Todesurteile, an deren Vollziehung der König nur ungern ging, verschob er gewöhnlich. Wenn die Kabinettsräte entlassen waren, zog der König die Uniform an. Dann empfing er seine Generäle und jeden, der ihn zu sprechen wünschte. Die übrige Zeit bis zur Mittagstafel verbrachte er mit Lesen, Briefschreiben oder Flötenspiel. Bisweilen ritt oder ging er auch spazieren. Um 12 Uhr wurde zu Mittag gegessen. Friedrich aß nicht gar viel, aber er liebte scharf gewürzte Speisen. Während der Mahlzeit unterhielt er sich gern in geistreicher Weise mit seinen Gästen. Nach aufgehobener Tafel blies er wiederum eine halbe Stunde Flöte, dann widmete er sich anderen Beschäftigungen. Von 6 bis 7 Uhr war in der Regel Konzert, in welchem Friedrich selbst mitwirkte. Daran schloß sich dann die Abendtafel, welche unter lebhaften Gesprächen oft bis Mitternacht dauerte.

Im Monat Mai bereiste der König in der Regel sein Land. Dann sah er nach allem und half seinen Unterthanen, wo er nur konnte. Jeder durfte ihm sein Anliegen getrost vortragen. So war der Andrang des Volkes auf diesen Reisen sehr groß. Überall wollte man den geliebten Landesvater gern einmal von Angesicht sehen. Wenn der alte Fritz, wie ihn sein Volk nannte, in seiner einfachen, blauen Uniform in Berlin einritt, so war es jedesmal ein Freudentag. Die Bürger traten aus den Thüren, grüßten ihn ehrerbietig und hoben ihre Kinder in die Höhe, daß sie den trefflichen Fürsten sehen konnten. Muntere Buben liefen in Menge neben und vor ihm her. Jubelnd warfen sie ihre Mützen empor und bezeugten ihre Freude oft auf ausgelassene Weise. Friedrich ließ sie immer gewähren. Einst aber machten sie es zu arg. Als darum der König drohend seinen Krückstock erhob und ihnen gebot, in die Schule zu gehen, riefen sie im Jubel aus: „Ach, der will König sein, und weiß nicht einmal, daß Mittwochs Nachmittag keine Schule ist!“

Bis zu seinem letzten Augenblicke war Friedrich von der treuesten Sorge für seines Landes Wohlfahrt erfüllt. Er starb in der Nacht vom 16. auf den 17. August 1786, nach 47jähriger Regierung. Seine Leiche wurde in der Garnisonkirche zu Potsdam beigesetzt. Die Gedächtnisrede im ganzen Lande wurde über die Stelle 1. Chron. 18, 8 gehalten: „Ich habe dir einen Namen gemacht, wie die Großen auf Erden Namen haben.“

Friedrich Wilhelm III. (1797—1840).

Der Nachfolger Friedrich des Großen war Friedrich Wilhelm II., der nur elf Jahre regierte. Nach ihm bestieg dessen ältester Sohn, Friedrich Wilhelm III., den preußischen Königsthron. Dieser war am 3. August 1770 zu Potsdam geboren. Freudig begrüßte Friedrich der Große die Geburt des dereinstigen Thronerben und überwachte auf das Sorgfältigste die Erziehung des jungen Prinzen. Die günstige Entwicklung des trefflich beanlagten Knaben erweckten die besten Hoffnungen. Besonders war der große Friedrich erfreut über die Charakterfestigkeit des kleinen Prinzen. Als dieser einst in dem Zimmer seines Großoheims spielte, nahm ihm Friedrich den Ball fort. Da trat der Prinz vor den König hin und verlangte mit solcher Entschiedenheit sein Eigentum zurück, daß Friedrich ihm lächelnd den Ball mit den Worten zurückgab: „Du wirst dir Schlesien gewiß nicht wieder nehmen lassen."

Von Jugend auf bewies Friedrich Wilhelm auch große Aufrichtigkeit. Einst wollte der alte Fritz die Kenntnisse seines Großneffen im Französischen prüfen und legte ihm deshalb ein Stück zum Übersetzen vor. Der Knabe löste die Aufgabe mit größter Leichtigkeit, und Friedrich lobte seine guten Fortschritte. Der Prinz aber bekannte ehrlich, daß er das Stück erst vor kurzem bei seinem Lehrer übersetzt habe. Hoch erfreut über diese Offenherzigkeit streichelte der König dem Knaben die Wangen und sagte: „So ist's recht, lieber Fritz, immer ehrlich und aufrichtig. Wolle nie scheinen, was du nicht bist; sei stets mehr, als du scheinst." Es war dies die letzte Unterredung, die Friedrich Wilhelm mit dem großen Friedrich hatte. Beim Verabschieden wandte sich der König noch einmal an ihn mit den Worten: „Nun, Fritz, werde etwas Tüchtiges. Es wartet Großes auf dich. Ich fürchte, du wirst einmal einen schweren Stand haben. Wache über unsere Ehre und unseren Ruhm. Begehe keine Ungerechtigkeit, dulde aber auch keine. Halte es stets mit dem Volke, daß es dich liebe und dir vertraue. Dann allein kannst du stark und glücklich sein." Friedrich Wilhelm hat oft geäußert, daß diese Unterredung einen unauslöschlichen Eindruck auf ihn gemacht habe.

Im Frühjahre 1793 lernte der junge Kronprinz seine spätere Gemahlin, die durch Schönheit, Frömmigkeit und alle hohen Tugenden ausgezeichnete Prinzessin Luise von Mecklenburg-Strelitz in Frankfurt zuerst kennen. Bald darauf fand die Vermählung in Berlin statt. Die Neuvermählten lebten nur für einander und gaben durch ihre glückliche Ehe allen ihren Unterthanen ein schönes

Vorbild. In stillem Familienglück verbrachte das fürstliche Paar frohe Tage auf dem Gute Paretz, in der Nähe von Potsdam. Der Kronprinz wünschte hier nur als „Schulze von Paretz", die Kronprinzessin als „gnädige Frau von Paretz" angesehen zu werden. An den Dorffesten nahmen sie ohne allen Zwang Anteil. Die hohe Frau ging, umringt von der Dorfjugend, von Bude zu Bude, kaufte kleine Geschenke ein und verteilte dieselben. Sie hatte ihre herzliche Freude, wenn die Kinder hinter ihr her schrieen: „Mir auch was, Frau Königin!"

Auch als Friedrich Wilhelm III. nach dem Tode seines Vaters am 16. November 1797 den Thron bestiegen hatte, stand Luise ihrem Gemahl als Landesmutter treu zur Seite. Sie begleitete denselben auf den Reisen durch das Land und sorgte, wetteifernd mit dem Könige, für das Wohl ihrer Landeskinder. In hohem Maße erwarb sich dadurch das königliche Paar die Liebe und Zuneigung des Volkes. Dies war auch nötig, denn schwere Zeiten sollten über das Land kommen.

In Frankreich war damals durch eine große Revolution das angestammte Königshaus gestürzt, und der König Ludwig XVI. nebst seiner Gemahlin Maria Antoinette, der stolzen Tochter Maria Theresias, hingerichtet worden. Bei der herrschenden Verwirrung war es einem hochbegabten Manne gelungen, sich zum Kaiser der Franzosen emporzuschwingen. Es war Napoleon Bonaparte, der Sohn eines Advokaten auf der Insel Korsika. Während der Revolution war er in die französische Armee eingetreten und hatte sich bald so sehr ausgezeichnet, daß er schon mit 26 Jahren General wurde. Sein außerordentliches Feldherrntalent verschaffte ihm glänzende Siege über die Feinde Frankreichs. Dadurch gewann er die Franzosen so für sich, daß sie ihn als Konsul, d. h. als den ersten Beamten, an die Spitze des Staates stellten. Damit aber war der Ehrgeiz Napoleons noch nicht befriedigt. Er wußte das Volk allmählich so für sich einzunehmen, daß ihm dasselbe im Jahre 1804 die Kaiserwürde verlieh.

Jetzt kannte sein Übermut keine Grenzen mehr. Er riß ohne jedes Recht Länder an sich und schaltete mit der größten Willkür. Endlich sahen sich die Großmächte Europas veranlaßt, diesem Unwesen entgegenzutreten. England, Österreich und Rußland schlossen ein Bündnis zur gemeinsamen Bekämpfung des ungerechten Eroberers. Preußen dagegen trat diesem Bündnisse damals noch nicht bei, weil Friedrich Wilhelm seinem Volke solange wie möglich den Frieden erhalten wollte.

Aber auch in diesem Kampfe verließ den Kaiser Napoleon sein altes Glück nicht. Er trug am 2. Dezember 1805 in der Dreikaiserschlacht bei Austerlitz über die Verbündeten einen entscheidenden Sieg davon. Dadurch sahen sich die Österreicher genötigt, einen schimpflichen Frieden zu schließen. Auch die Russen wagten nicht weiter zu kämpfen und zogen sich in ihr Land zurück.

Jetzt sollte die Reihe an Preußen kommen. Schon vor der Schlacht bei Austerlitz hatte Napoleon dasselbe auf seine Seite zu ziehen gesucht. Aber Friedrich Wilhelm hatte trotz der lockenden Versprechungen, welche ihm gemacht wurden, ein Bündnis mit dem Erbfeinde Deutschlands entschieden zurückgewiesen. Dafür wollte sich nun der französische Kaiser an Preußen rächen. Er häufte Kränkungen auf Kränkungen gegen dasselbe, so daß zuletzt Friedrich Wilhelm, trotz seiner Friedfertigkeit, zu den Waffen greifen mußte. Sein Freund, der Kaiser Alexander von Rußland, versprach ihm Hilfe, und so wurde die Kriegserklärung an Frankreich erlassen. Aber das preußische Heer war weder an Zahl noch an Tüchtigkeit dem französischen gewachsen. Die preußischen Generäle waren meist hochbejahrt und gebrechlich. Die jüngeren Offiziere aber unterschätzten die Kräfte des Gegners und meinten, daß sie einen ebenso leichten Sieg über die Franzosen davontragen würden, wie einst Friedrich der Große bei Roßbach.

Bei Saalfeld stieß der Vortrab der preußischen Armee unter dem Prinzen Ludwig Ferdinand zuerst auf die Franzosen. Dieser suchte mit seiner geringen Truppenmacht vergebens dem fünffach stärkeren Gegner den Weg zu verlegen. Nach tapferer Gegenwehr wandten sich die Seinen zur Flucht. Er selbst fiel heldenmütig kämpfend mit 13 Wunden bedeckt. Nach wenigen Tagen, am 14. Oktober 1806, fand die Hauptschlacht bei Jena und Auerstädt statt. Der preußische Feldherr, Herzog Ferdinand von Braunschweig, wurde gleich im Anfange der Schlacht tödlich verwundet, und so entstand große Verwirrung. Die Preußen erlitten eine völlige Niederlage und wurden gänzlich zersprengt. Die Franzosen verfolgten die Fliehenden, und diese ließen sich meist ohne Gegenwehr gefangen nehmen. Nur der wackere General Blücher wollte nichts von Ergebung wissen. Mit seiner Abteilung schlug er sich nach Lübeck durch und verteidigte sich hier solange, bis ihm sein Schießbedarf und Proviant ausging.

Die Kommandanten der preußischen Festungen legten die unwürdigste Feigheit an den Tag. Ohne auch nur den Versuch einer Gegenwehr zu machen, lieferten sie die Schlüssel zu den Thoren

aus. Im ganzen Lande widerstanden nur Kolberg und Graudenz. Das kleine Kolberg hielt gegen alle Angriffe Gneisenau, im Verein mit dem alten Joachim Nettelbeck, einem Kolberger Bürger, und dem Major Schill, welcher eine Schar freiheitsliebender Jünglinge um sich gesammelt hatte und auf eigene Hand dem bedrängten Vaterlande zu helfen suchte. In Graudenz befehligte der alte Courbiere. Als die Franzosen diesen zur Übergabe aufforderten und ihm die Mitteilung machten, der König von Preußen habe sein Reich verloren, entgegnete er mit Festigkeit: „Nun, so werde ich König in Graudenz sein!“

So hatten sich die Franzosen schnell fast des ganzen Landes bemächtigt. Auch in Berlin zog Napoleon als Sieger ein. Die königliche Familie sah sich zur Flucht nach den östlichsten Teilen des Reiches genötigt. Unsäglich litt die edle Königin Luise in diesen Unglückstagen. Sie äußerte zu ihren Kindern: „Ihr seht mich in Thränen. Ich beweine das schwere Geschick, das uns betroffen hat! Der König hat sich in der Tüchtigkeit seiner Armee und ihrer Führer geirrt. So sind wir unterlegen und müssen flüchten“.* Unterwegs, in Königsberg, erkrankte die Königin so schwer am Nervenfieber, daß sie von den Ärzten schon fast aufgegeben wurde. Kaum aber hatte die Gewalt des Fiebers etwas nachgelassen, so traf die Nachricht ein, daß die Franzosen gegen Königsberg anrückten. „Lieber will ich mich dem Willen Gottes anheimstellen, als in die Hände dieser Menschen fallen!“ rief die Königin aus, und mitten im Winter, bei furchtbarer Kälte und beinahe ununterbrochenem Schneegestöber, wurde von der schwerkranken Frau die Reise angetreten. Man flüchtete jetzt an die äußerste Grenze des Landes und fand Unterkunft in der Stadt Memel. Durch Gottes sichtbare Fügung ward diesmal noch der König vor dem bittersten Schmerze, seine inniggeliebte Gattin zu verlieren, bewahrt; denn wunderbarerweise erfuhr der Krankheitszustand der Königin trotz aller Anstrengungen eine entschiedene Besserung.

Endlich kam auch ein russisches Hilfsheer herbeigezogen und vereinigte sich mit den Resten der preußischen Truppenmacht. So konnte man es wagen, den Franzosen wieder in offenem Felde entgegen zu treten. Am 7. und 8. Februar 1807 wurde bei Eylau eine Schlacht geliefert, welche unentschieden blieb. Aber noch in demselben Jahre kam es abermals im Juni bei Friedland zu einer

---

* Diese Worte sind so erst vor wenigen Jahren vom Kaiser Wilhelm berichtigt worden.

mörderischen Schlacht, welche für Preußen verhängnisvoll wurde. Napoleon siegte, und nun mußte Friedrich Wilhelm mit schwerem Herzen um Frieden nachsuchen. Auch Kaiser Alexander von Rußland wollte den Kampf nicht weiter fortsetzen. So kam der Friede von Tilsit (9. Juli 1807) zu stande. Friedrich Wilhelm mußte alle Länder zwischen Rhein und Elbe, die Hälfte seines Reiches, abtreten und eine ungeheure Kriegsentschädigung zahlen. Endlich mußte er sich verpflichten, fortan nicht mehr als 42000 Soldaten zu halten.

Tiefbetrübten Herzens nahm der König Abschied von seinen ehemaligen Unterthanen. Sein Scheidebrief an dieselben lautet: „Ihr kennet, geliebte Bewohner treuer Provinzen, meine Gesinnungen und die Begebenheiten der letzten Jahre. Meine Waffen erlagen dem Unglück, die Anstrengungen meiner Armee waren vergebens. Der Friede legt mir und meinem Hause schmerzliche Opfer auf. Was Jahrhunderte, was Liebe und Vertrauen verbunden hatten, mußte getrennt werden. Das Schicksal gebietet, der Vater scheidet von seinen Kindern. Unsere heißen Wünsche für Euer Wohl begleiten Euch zu Eurem neuen Landesherrn. Euer Andenken kann kein Schicksal, keine Macht aus Meinem und der Meinigen Herzen vertilgen.“ Rührend war die Erwiderung der treuen Märker auf dieses Schreiben: „Das Herz wollte uns brechen, als wir Deinen Abschied lasen, und wir konnten uns nicht überreden, daß wir aufhören sollten, Deine treuen Unterthanen zu sein, wir, die wir Dich immer so lieb hatten. Indessen können wir dem Willen des Schicksals nicht entgehen. Lebe denn wohl, alter, guter König! Wir müssen alle mit männlichem Mute dulden, was wir nicht ändern können. Gott stehe uns bei. Wir hoffen, daß unser neuer Herr auch unser Landesvater sein und unsere Sprache, unsern Glauben und unsern Bürgerstand ebenso erhalten und achten werde, wie Du, guter, lieber König, es immer gethan hast.“

Mit dem Tilsiter Frieden waren die Prüfungen für Preußen noch nicht vorüber. Solange die Kriegskosten noch nicht bezahlt waren, zog Napoleon seine Truppen nicht aus dem Lande. Darunter hatten die preußischen Unterthanen außerordentlich zu leiden. Denn die Franzosen behandelten sie mit großer Anmaßung und Willkür. Friedrich Wilhelm suchte eine Ermäßigung der Kriegskosten von Napoleon zu erlangen, aber vergebens. Trotzdem ließ er den Mut nicht sinken, sondern sann unablässig darauf, wie er die ungeheuren Summen so schnell als möglich bezahlen und sein armes Land von der französischen Besatzung befreien könne. Dabei

standen ihm die Königin Luise und der wackere Minister von Stein treu zur Seite. Man suchte, wo es ging, Ersparnisse zu machen. Der König selber ging mit gutem Beispiel voran. Er schränkte die Hofhaltung so viel wie möglich ein und verzichtete auf die ihm jährlich zukommenden Staatsgelder. Sogar das goldene Tafelgeschirr, welches aus dem Nachlaß Friedrichs des Großen stammte, schickte er in die Münze und ließ Geldstücke daraus prägen. Ferner wurde durch den Minister von Stein die Staatsverwaltung neu geordnet. Auch dadurch wurden große Summen erspart. So waren endlich bis zum Schluß des Jahres 1808 die Kriegskosten aufgebracht, und die Unterdrücker räumten nun zur unendlichen Freude der Bevölkerung das Land.

Nunmehr ging Friedrich Wilhelm daran, die Lage seiner schwer geschädigten Unterthanen zu erleichtern. Am traurigsten sah es damals um die Bebauung des Landes aus. Den Bauern fehlte nämlich jede Lust, die Ländereien zu verbessern. Denn diese gehörten ihnen nicht als freies Eigentum, sondern die Gutsherren waren die eigentlichen Besitzer. Für diese mußten die Bauern das Gut bebauen und durften vom Ertrage nur so viel zurückbehalten, als sie zum Leben notwendig gebrauchten. Auch durften weder der Bauer noch seine Kinder ohne Erlaubnis des Herrn dessen Dienst verlassen. Diesem drückenden Verhältnis machte der König ein Ende. Er erließ ein Gesetz, wodurch die Abhängigkeit der Bauern von den Gutsherren aufgehoben, und das Gut fortan ihr freies Besitztum wurde. Diese Verordnung trug nicht wenig zur Hebung des Ackerbaues bei.

Ebenso gestaltete der König auch das Heerwesen gänzlich um. Er wurde hierin unterstützt von dem General von Scharnhorst, einem Manne von seltener Vaterlandsliebe, klarem Verstande und entschlossenem Wesen. Es wurde bestimmt, daß die höchsten Offiziersstellen fortan auch den Bürgerlichen zugänglich sein sollten. Die entehrenden Strafen, wie Prügel und Spießrutenlaufen, wurden abgeschafft, und dadurch das Ansehen des Soldatenstandes gehoben. Vor allem aber wurde die allgemeine Wehrpflicht eingeführt. Da aber nach den Bestimmungen des Tilsiter Friedens Preußen nur 42000 Mann halten durfte, so behielt man die Soldaten nur solange, bis sie einexerziert waren. Dann wurden sie entlassen und neue eingezogen. Auf diese Weise brachte man es dahin, daß bald die wehrfähige Jugend des ganzen Landes in den Waffen geübt war.

So wurden in aller Stille Vorbereitungen für den großen Kampf gegen den Unterdrücker getroffen. Die Königin Luise hatte

an denselben den lebhaftesten Anteil genommen. Doch sollte es ihr nicht beschieden sein, den Tag der Befreiung ihres Volkes von dem Joche der Fremdherrschaft zu erleben. Ihre Gesundheit hatte in den letzten Jahren außerordentlich gelitten. Als sie im Sommer des Jahres 1810 ihren Vater auf dem Lustschloß Hohenzieritz besuchte, verschlimmerte sich ihr Zustand derartig, daß der König unverzüglich von Berlin herbeigerufen werden mußte. Bei seinem Eintreffen in Hohenzieritz am 19. Juli schwebte bereits der Tod über dem Haupte der hohen Dulderin. Um 9 Uhr morgens verschied sie unter unsäglichen Leiden mit dem Ausruf: „Herr Jesu, mach es kurz". Der Schmerz des Königs über den Verlust seiner teuren Gemahlin kannte keine Grenzen. In tiefem Weh rief er an ihrem Totenbette aus: „Meines Lebens Sterne sind erloschen, die mir auf meiner dunklen Bahn so treu geleuchtet haben!" Aber nicht bloß der König allein, sondern das ganze Volk empfand auf das Schmerzlichste das Hinscheiden der treuen Landesmutter. Allgemein war man überzeugt, daß die von Napoleon auf Preußen gehäuften Demütigungen und der Kummer über das Geschick ihres Volkes und ihres Hauses das Herz der Königin gebrochen hätten. Um so größer aber wurde der Haß, der das ganze preußische Volk gegen den französischen Kaiser erfüllte. Mit Sehnsucht sah man dem Augenblick entgegen, wo der Entscheidungskampf stattfinden würde. Und dieser Augenblick kam bald.

Im Jahre 1812 hatte Napoleon mit einem gewaltigen Heere einen Kriegszug nach Rußland angetreten, um auch dieses Land seiner Herrschaft zu unterwerfen. Auch diesmal schien das Unternehmen des französischen Schlachtenkaisers günstigen Erfolg zu haben. Alle Heere, die ihm entgegentraten, erlagen seinen Waffen, und siegreich zog der Eroberer in die russische Hauptstadt Moskau ein. Hier sollten sich den Winter über seine Truppen erholen. Im folgenden Jahre wollte er dann die Eroberung des übrigen Rußlands beginnen. Doch die Russen wollten lieber ihre altehrwürdige Hauptstadt preisgeben, als die Feinde im ruhigen Besitz derselben lassen. Kaum hatten die Franzosen es sich in der Stadt bequem gemacht, da brach an verschiedenen Punkten Feuer aus, welches von den zurückgebliebenen Bewohnern angelegt war. Bald war die ganze Stadt ein Flammenmeer, und dem Heere damit die Möglichkeit einer Überwinterung in Moskau genommen. Notgedrungen mußte Napoleon den Befehl zum Rückzuge geben. Jetzt aber war die Zeit für die Russen gekommen. Von allen Seiten umschwärmten sie das fran-

zösische Heer und erschwerten demselben den Rückzug, soviel sie konnten. Aber ein noch furchtbarerer Feind sollte den Franzosen erstehen. Früher als gewöhnlich stellte sich der Winter ein und trat mit außerordentlicher Strenge auf. Das war das Gottesgericht, welches den Übermut des Unterdrückers strafte. Die Soldaten hatten keine ausreichende Kleidung, um sich gegen die fürchterliche Kälte schützen zu können. Tiefer Schnee bedeckte weit und breit das Land. Nirgends bot sich ein Obdach, weil die Dörfer und Städte auf dem Hinmarsche zerstört waren. Dazu fehlte es gänzlich an Proviant, und wen die Kälte verschonte, der fiel dem Hunger zum Opfer. Von der großen Armee gelangten nur geringe Reste in ihre Heimat zurück. Napoleon selber war auf einem kleinen, unscheinbaren Schlitten dem allgemeinen Verderben entronnen.

Überall und namentlich in Preußen hatte man die Überzeugung, daß das traurige Ende des russischen Feldzuges ein Werk des Allmächtigen sei. Alle guten Patrioten waren der Ansicht, daß jetzt der günstige Zeitpunkt gekommen sei, die Fremdherrschaft abzuschütteln. Von allen Seiten drang man in den König, das preußische Volk zu den Waffen zu rufen. Friedrich Wilhelm aber zögerte noch, weil er fürchtete, die Erhebung würde keinen glücklichen Erfolg haben. Da erschien Kaiser Alexander von Rußland und bot ihm ein Bündnis an. Jetzt glaubte er nicht länger warten zu dürfen. Am 17. März 1813 erließ er von Breslau aus den „Aufruf an mein Volk". „Ihr wißt", heißt es darin, „was Ihr seit sieben Jahren erduldet habt; Ihr wißt, was Euer trauriges Los ist, wenn wir den beginnenden Kampf nicht ehrenvoll enden! Große Opfer werden von allen Ständen gefordert, aber Ihr werdet sie lieber dem Vaterlande bringen, als dem fremden Herrscher. Es ist der letzte entscheidende Kampf. Wir haben keinen andern Ausweg, als Sieg oder Untergang. Gott und unser fester Wille wird der gerechten Sache den Sieg verleihen." Diese Worte erfüllten jedes Preußen Herz mit heiliger Begeisterung. Von allen Seiten und aus allen Ständen eilten Freiwillige zu den Waffen. Eine allgemeine Landwehr wurde errichtet mit dem vom Könige selbst gegebenen Wahlspruch: „Mit Gott, für König und Vaterland!" Mit demselben Wahlspruch hatte der König wenige Tage zuvor, am 10. März, dem Geburtstage der Königin Luise, den Orden des eisernen Kreuzes als Auszeichnung für die Helden des Befreiungskrieges gestiftet. Immer höher loderten die Flammen der Begeisterung. Geldspenden flossen von allen Seiten reichlich herbei. Jeder legte, was er hatte, auf den Altar des Vaterlandes nieder. Ein Ehepaar lieferte ihre

beiden Trauringe ein mit den Worten: „Wir haben durch das Kriegsunglück alles verloren, nichts blieb uns übrig als unsere Trauringe: hier sind sie!“ Das rührendste Geschenk aber kam von einer edlen Jungfrau in Breslau, Nanni von Schmettau, welche ihr schönes, volles Haar sich abschnitt und mit der Zuschrift einsandte: „Der Friseur hat für dieses Haar zehn Thaler geboten: es macht mich glücklich, dem Vaterlande dies kleine Opfer bringen zu können.“ Man ließ aus dem Haare Ringe und Armbänder anfertigen, welche als Andenken an die schöne That so teuer verkauft wurden, daß sie 280 Thaler (840 Mark) eintrugen.

Der König rief, und alle, alle kamen,
Die Waffen mutig in der Hand,
Und jeder Preuße stritt in Gottes Namen
Für das geliebte Vaterland!
Und jeder gab, was er nur konnte geben,
Kind, Hab und Gut, Gesundheit, Blut und Leben
Mit Gott für König und für Vaterland!

Als Napoleon von dem Bündnis zwischen Preußen und Rußland erfuhr, ordnete er sofort die Aushebung neuer Truppen an und rückte mit diesen gegen die Verbündeten vor. Er lieferte denselben mehrere Schlachten, in welchen er zwar durch seine Übermacht den Sieg davontrug, aber keine weiteren Vorteile errang. Bald jedoch sollten die Verbündeten den Franzosen auch an Truppenmacht gewachsen sein, denn Österreich, welches anfangs den Frieden hatte vermitteln wollen, trat ebenfalls dem Bündnisse bei, und auch Schweden folgte bald. Drei Heere konnten jetzt ins Feld gestellt werden. Von diesen stand das eine unter dem österreichischen Feldmarschall, Fürsten Schwarzenberg, in Böhmen; das andere unter dem Kronprinzen von Schweden sollte Berlin gegen die Franzosen decken; das dritte unter dem alten Blücher behauptete Schlesien.

Gebhard Lebrecht von Blücher, der bekannteste Feldherr der Freiheitskriege, war im Jahre 1742 zu Rostock in Mecklenburg geboren. Er hatte einen scharfen, natürlichen Verstand, aber seine Erziehung wurde so traurig vernachlässigt, daß er weder richtig schreiben noch sprechen konnte. Unter Friedrich dem Großen machte er als Husarenoffizier die Feldzüge des siebenjährigen Krieges mit und rückte bis zum Rittmeister auf. Als er aber bei der nächsten Beförderung einem jüngeren Rittmeister nachgesetzt wurde, fühlte er sich gekränkt und forderte trotzig vom Könige Friedrich II. seinen Abschied. Dieser erwiederte mit ge-

wohnter Kürze: „Der Rittmeister von Blücher ist seiner Dienste entlassen, er kann sich zum Teufel scheren.“ Blücher widmete sich nun zunächst der Landwirtschaft, trat aber nach dem Tode Friedrichs des Großen wieder in sein altes Regiment ein und rückte schnell bis zum Generallieutenant auf. Als Preußen 1806 die Waffen gegen Frankreich erhob, war er schon über 60 Jahre alt, aber an Mut und Begeisterung noch ein Jüngling. Nach dem unglücklichen Ausgange der Schlacht von Jena und Auerstädt gehörte er zu den Wenigen, welche an der preußischen Sache nicht verzweifelten. Nach Eröffnung des Freiheitskampfes von 1813 übertrug man ihm den Oberbefehl über die schlesische Armee.

Voll Kampfbegierde traf er endlich am 26. August an der Katzbach auf den Feind. Die Franzosen begannen den Fluß zu überschreiten. Blücher hinderte sie nicht daran. Endlich, als der Feind größtenteils übergesetzt war, rief der greise Feldherr: „Nun, Kinder, hab' ich genug Franzosen herüber, nun vorwärts!“ Unaufhaltsam ging's auf den Feind. Blücher selber stürmte an der Spitze der Reiterei mit lautem Hurra allen voran. Da wegen des starken Regens die Gewehre nicht losgingen, so drehten die preußischen Soldaten dieselben um und schlugen die Franzosen mit den Kolben nieder. Bald waren diese an den Fluß zurückgedrängt. Viele ertranken in dem angeschwollenen Wasser desselben. Die Schlacht kostete den Franzosen 30000 Mann, 2 Adler und 103 Kanonen. Blücher aber hieß seit diesem Tage bei den Soldaten „Marschall Vorwärts“.

Nun zog Blücher nach der Ebene von Leipzig. Hierher kamen auch die anderen Heere der Verbündeten. Man wollte jetzt dem Franzosenkaiser selber eine Schlacht liefern. Auch dieser zog von allen Seiten seine Truppen zusammen. So kam es zu der dreitägigen Völkerschlacht bei Leipzig (16. bis 18. Oktober 1813), welche über das Schicksal Napoleons entschied. Am 15. Oktober begannen die Vorbereitungen zur Schlacht. Schwarzenberg erließ an das gesamte Heer folgenden Aufruf: „Die entscheidende Stunde schlägt, wackere Krieger, bereitet euch zum Kampfe! Russen, Preußen, Österreicher, ihr kämpft für eine Sache! kämpft für die Freiheit Europas, für die Unabhängigkeit eurer Staaten, für die Unsterblichkeit eurer Namen! Alle für einen! Jeder für alle! Mit diesem erhabenen, männlichen Ruf eröffnet den Kampf! Bleibt ihm treu in der entscheidenden Stunde, und der Sieg ist euer!“ Am Morgen des 16. Oktober rückten die Heere einander entgegen. Die Schlacht begann mit einem furchtbaren Geschützfeuer, welches die Erde in weitem Umkreise erbeben machte. Mit großem Heldenmute wurde

von beiden Seiten gestritten. Nachmittags um 4 Uhr glaubte Napoleon den Sieg schon in Händen zu haben. Er ließ in Leipzig und dessen Umgegend alle Glocken läuten und Siegesbotschaften nach Frankreich abgehen. Da rückte Blücher noch rechtzeitig auf dem bedrohten Punkte vor und warf sich mit seinen Truppen so ungestüm auf den Feind, daß diesem alle Vorteile wieder entrissen wurden. Am 17. Oktober geschah nichts von Bedeutung. Napoleon schickte ein Schreiben an den Kaiser Franz von Österreich und suchte diesen durch große Versprechungen auf seine Seite zu ziehen. Seine Anerbietungen aber wurden zurückgewiesen. So war Napoleon gezwungen, sich auf den Entscheidungskampf vorzubereiten. Er schien sein Schicksal zu ahnen. Mit sorgenvollen Mienen sah man ihn umhergehen. Dumpfes Schweigen herrschte in seiner Umgebung. Er selbst blieb die ganze Nacht wach und traf Anordnungen. Die Verbündeten aber waren voll frischer Kampfeslust. Schon in der Morgendämmerung erschienen Kaiser Alexander und König Friedrich Wilhelm auf dem Schlachtfelde. Aber erst um 8 Uhr begann wieder die Schlacht. Dieselbe war heiß und blutig. Der Hauptkampf entbrannte um das Dorf Probstheida, wo Napoleon selber befehligte. Er hatte seinen Standort auf einem Hügel bei einer Windmühle. Mitten in der Schlacht gingen die sächsischen Truppen zu ihren deutschen Brüdern über. Als die Nacht hereinbrach, waren die Franzosen fast aus allen ihren Stellungen zurückgedrängt. Napoleon erteilte in der Windmühle noch den Befehl zum Rückzuge. Dann ritt er nach Leipzig und verbrachte die Nacht im Gasthofe zum König von Preußen. Schon während der Nacht fing der Abmarsch des Heeres selbst an.

Am Morgen des 19. Oktober begann der Sturm der Verbündeten auf die Stadt. Die Franzosen verteidigten sich anfangs auf das Tapferste, gerieten aber zuletzt in völlige Verwirrung und eilten in wilder Flucht aus der Stadt nach der Elsterbrücke, über welche die Rückzugsstraße führte. Da wurde diese durch ein Versehen zu früh in die Luft gesprengt. Ein großer Teil der Fliehenden war dadurch rettungslos verloren. Verfolgt von den Russen und Preußen suchten dieselben sich durch Schwimmen zu retten, aber nur wenige gelangten glücklich an das jenseitige Ufer. Tausende ertranken in den angeschwollenen Fluten der Elster, unter ihnen der edle Polenfürst Poniatowski. Die übrigen wurden teils niedergehauen, teils gefangen genommen.

Die dreitägigen Kämpfe hatten gewaltige Opfer gekostet. Die Preußen allein zählten 16 000 Mann und 600 Offiziere an

Toten und Verwundeten. Aber herrlich war auch der Lohn, denn Deutschlands Freiheit war durch die Völkerschlacht erstritten.

„Wo kommst du her in dem roten Kleid
Und färbst das Gras auf dem grünen Plan?"
Ich komme her aus dem Männerstreit,
Ich komme rot von der Ehrenbahn.
Wir haben die blutige Schlacht geschlagen,
Drob müssen Weiber und Bräute klagen,
Da ward ich so rot!

„Sag' an, Gesell, und verkünde mir,
Wie heißt das Land, wo ihr schlugt die Schlacht?"
Bei Leipzig trauert das Mordrevier,
Das manches Auge voll Thränen macht.
Da flogen die Kugeln wie Winterflocken
Und Tausenden mußte der Atem stocken
Bei Leipzig, der Stadt.

„Wie heißen, die zogen ins Totenfeld
Und ließen fliegende Banner aus?"
Die Völker kamen der ganzen Welt
Und zogen gegen Franzosen aus;
Die Russen und Schweden, die tapfern Preußen
Und die nach dem glorreichen Östreich heißen,
Die zogen all' aus.

„Wem ward der Sieg in dem harten Streit?
Wer griff den Preis mit der Eisenhand?"
Die Wälschen hat Gott wie die Spreu zerstreut;
Die Wälschen hat Gott verweht in den Sand;
Viel Tausende decken den grünen Rasen,
Die übrig geblieben, entflohen wie Hasen,
Napoleon mit!

„Nimm Gottes Lohn! Habe Dank, Gesell!
Das war ein Klang, der das Herz erfreut;
Das klang, wie himmlische Cymbeln hell.
Habe Dank der Mär von dem blutigen Streit!
Laß Witwen und Bräute die Totenklagen,
Wir singen noch fröhlich in späten Tagen
Die Leipziger Schlacht!"

O Leipzig, freundliche Lindenstadt,
Dir ward ein leuchtendes Ehrenmal,
Solange rollet der Jahre Rad,
Solange scheinet der Sonnenstrahl,
Solange die Ströme zum Meere reisen,
Wird noch der späteste Enkel preisen
Die Leipziger Schlacht!

Unaufhaltsam eilte Napoleon mit den Trümmern seines Heeres dem Rheine zu, überschritt denselben bei Mainz und traf am 9. November in Paris ein. Von den Verbündeten wurde jetzt der Einmarsch in Frankreich beschlossen. In der Sylvesternacht rückte Blücher mit seiner Armee bei Kaub über den Rhein.

Die Heere blieben am Rheine stehn,
Soll man hinein nach Frankreich gehn?
Man dachte hin und wieder nach,
Allein der alte Blücher sprach:
„Generalkarte her!
Nach Frankreich gehn ist nicht so schwer.
Wo steht der Feind?“ „der Feind? — dahier“,
„Den Finger drauf! den schlagen wir!
Wo liegt Paris?“ „Paris? dahier!“
„Den Finger drauf! das nehmen wir!
Nun schlagt die Brücke über'n Rhein!
Ich denke, der Champagnerwein
Wird, wo er wächst, am besten sein!“

Napoleon hatte gleich nach seiner Ankunft in Paris neue Truppen ausgehoben und suchte die Verbündeten über den Rhein zurückzuwerfen. Aber das Schlachtenglück hatte ihn verlassen. Nachdem er in mehreren Gefechten unterlegen war, begab er sich in den Rücken der Verbündeten, um sie von Paris abzuziehen. Aber diese folgten ihm nicht, sondern marschierten direkt auf Paris los und nahmen dasselbe ein. Am 31. März 1814 hielten der Kaiser Alexander und König Friedrich Wilhelm ihren feierlichen Einzug in die eroberte Stadt. Auf die Kunde hiervon kehrte Napoleon eiligst zurück, um Paris wieder zu gewinnen. Aber seine Marschälle verweigerten ihm den Gehorsam. Zugleich erklärten ihn die Verbündeten für abgesetzt, wiesen ihm zu seinem ferneren Aufenthalte die Insel Elba an und setzten statt seiner Ludwig XVIII. als König von Frankreich ein. Hierauf kehrten die tapferen Krieger unter begeistertem Zuruf ihres Volkes in die Heimat zurück. Am 7. August 1814 hielt König Friedrich Wilhelm mit seinen Truppen unter Kanonendonner und dem Geläute der Glocken seinen Einzug in Berlin und brachte dem Höchsten in feierlichem Gottesdienste seinen tiefgefühlten Dank dar.

Bald darauf kamen die Fürsten in Wien zu einem Kongreß zusammen, um die staatlichen Angelegenheiten neu zu ordnen. Preußen erhielt alle seine vor dem Tilsiter Frieden besessenen Länder zurück, außerdem noch die Hälfte des Königreichs Sachsen, das Großherzogtum Posen und mehrere blühende Gebiete am Rhein.

Zugleich gründeten die deutschen Fürsten zu gegenseitigem Schutz den deutschen Bund.

Da plötzlich traf die Nachricht ein, Napoleon sei von Elba entwichen, habe seinen Einzug in Paris gehalten und sich wieder des französischen Thrones bemächtigt. Ludwig XVIII. hatte schleunigst mit seinem Hofe fliehen müssen. Sofort erklärte der Wiener Kongreß Napoleon als einen Störer der Ruhe und des Friedens in Europa in die Acht. Die Mächte erneuerten ihren Bund und beschlossen den Angriffskrieg gegen Frankreich.

Die Preußen und Engländer waren die ersten, die mit ihren Kriegsrüstungen fertig wurden. Blücher und der englische Feldherr Wellington rückten mit ihren Heeren in Belgien ein. Voll Grimm warf sich Napoleon zuerst dem greisen Blücher bei Ligny entgegen. So tapfer auch die Preußen kämpften, sie mußten der Übermacht weichen. Blücher selber wäre beinahe dem Feinde in die Hände gefallen. Sein Pferd wurde ihm unter dem Leibe erschossen und brach mit ihm zusammen. Halbbetäubt lag er unter demselben, glücklicherweise aber bemerkten ihn die vorüberjagenden feindlichen Reiter nicht. Bald darauf kamen Preußen herbei und zogen ihn unter dem Pferde hervor.

Nach diesem Siege wandte sich Napoleon gegen das englische Heer, welches bei Belle-Alliance stand. Wellington schrieb an Blücher, daß er eine Schlacht annehmen wolle, wenn er ihm mit zwei Abteilungen zu Hilfe kommen werde. Blücher antwortete: „Nicht mit zwei Abteilungen, sondern mit dem ganzen Heere will ich kommen, und wenn uns die Franzosen nicht angreifen, so wollen wir sie angreifen." Am 18. Juni führte Wellington nun sein Heer zur Schlacht heraus. Mittags begann der Angriff der französischen Armee. Mit größter Standhaftigkeit hielten ihn Wellingtons Truppen aus. Es galt den Platz zu behaupten, bis Blücher mit seinem Heere herbeikam. Immer heftiger wurde der Andrang der Franzosen. Sehnsüchtig schaute Wellington nach der versprochenen Hilfe aus. „Ich wollte, es wäre Nacht", äußerte er, „oder die Preußen kämen." Da endlich verkündete Kanonendonner von der andern Seite her die Ankunft der Preußen. Mit dem frühen Morgen waren dieselben aufgebrochen und den ganzen Tag unter strömendem Regen marschiert. So trafen sie gerade noch rechtzeitig genug auf dem Schlachtfelde ein, um den bedrängten Wellington zu retten und Napoleon den Sieg zu entreißen. In wilder Flucht stoben die Franzosen bald nach allen Seiten auseinander. Napoleon wäre fast selber gefangen genommen worden. Sein Reisewagen nebst

Hut und Degen fiel den Preußen in die Hände. Nach der Schlacht trafen sich Wellington und Blücher bei dem Meierhofe La Belle-Alliance, von wo aus Napoleon seine Befehle erteilt hatte. Freudig bewegt fielen die beiden Feldherren einander in die Arme.

Unaufhaltsam drangen nun die Verbündeten nach Paris vor und hielten zum zweiten Male ihren Einzug in die französische Hauptstadt. Napoleon wurde auf die Insel St. Helena verbannt, und Ludwig XVIII. wieder auf den französischen Thron berufen. Von jetzt an konnten die Völker auf längere Zeit hin die Segnungen des Friedens genießen.

König Friedrich Wilhelm war auch ferner unablässig bemüht, das Wohl seiner Unterthanen zu fördern. Diese hingen mit größter Dankbarkeit und Verehrung an ihrem geliebten Fürsten, und allgemein war die Trauer bei seinem im Jahre 1840 erfolgten Tode. Seine Hülle wurde neben der seiner Gemahlin Luise im Mausoleum zu Charlottenburg beigesetzt.

Wilhelm I., der Siegreiche (seit 1861).

Heil dir im Siegerkranz,
Herrscher des Vaterlands,
Heil, Kaiser, dir!
Fühl' in des Thrones Glanz
Die hohe Wonne ganz,
Liebling des Volks zu sein
Heil, Kaiser, dir!

Heilige Flamme, glüh',
Glüh' und verlösche nie
Fürs Vaterland!
Wir alle stehen dann
Mutig für einen Mann,
Kämpfen und bluten gern
Für Thron und Reich.

Sei, Kaiser Wilhelm, hier
Lange des Volkes Zier,
Der Menschheit Stolz!
Fühl' in des Thrones Glanz
Die hohe Wonne ganz,
Liebling des Volks zu sein
Heil, Kaiser, dir!

Auf Friedrich Wilhelm III. folgte sein ältester Sohn Friedrich Wilhelm IV. (1840—1861). Er zeichnete sich durch hohe, geistige Begabung und tiefe, innige Frömmigkeit aus. Sein Wahlspruch war: „Ich und mein Haus, wir wollen dem Herrn dienen." Friedrich Wilhelm IV. hat namentlich viel für Kirche und Schule gethan. Leider verfiel der treffliche König bereits im Jahre 1857 in eine unheilbare Krankheit, welche am 2. Januar 1861 seinen Tod her-

beiführte. Die stellvertretende Regierung führte bereits seit Oktober 1858 sein Bruder Wilhelm unter dem Titel „Prinz-Regent von Preußen". Dieser bestieg nach dem Tode Friedrich Wilhelms IV., welcher keine Kinder hinterließ, als Wilhelm I. am 2. Januar 1861 den Thron.

Wilhelm I. wurde am 22. März 1797 als zweiter Sohn des damaligen Kronprinzen von Preußen, nachherigen Königs Friedrich Wilhelms III., und seiner Gemahlin Luise im kronprinzlichen Palais zu Berlin geboren. Bei seiner Erziehung wurde namentlich auf seine militärische Ausbildung Rücksicht genommen. Über die Persönlichkeit des jungen Prinzen schrieb die Königin Luise im Jahre 1808 an ihren Vater die treffenden Worte: „Unser Sohn Wilhelm wird, wenn mich nicht alles trügt, wie sein Vater, einfach, bieder und verständig. Auch in seinem Äußern besitzt er die meiste Ähnlichkeit mit demselben." Wilhelms Jugend fiel in die Zeit der tiefsten Demütigung Preußens. Er mußte mit seinen Eltern bis in den äußersten Winkel des Landes flüchten. Unauslöschlich haben sich damals die Vorgänge jener Leidenszeit seinem Gemüte eingeprägt.

Aber eine noch herbere Prüfung sollte dem jungen Prinzen bevorstehen. Nach wenigen Jahren erfolgte der Tod seiner geliebten Mutter, der Königin Luise. Mit seinem Vater und seinem Bruder war Prinz Wilhelm an das Sterbebett derselben geeilt. „Ach, lieber Fritz, lieber Wilhelm, seid Ihr da", war die letzte Begrüßung, welcher den Söhnen von der sterbenden Mutter zu teil wurde. Als das Herz der königlichen Dulderin aufgehört hatte zu schlagen, sanken die jungen Prinzen in dem ersten Ausbruch ihres Schmerzes in die Kniee und bedeckten die Hände der Verblichenen mit Küssen und Thränen. Dann begab sich Prinz Wilhelm still in den Garten hinaus und wand dort aus Wiesenblumen, Eichenlaub und Rosen einen Kranz, den er als erste Liebesgabe auf das Sterbebett seiner Mutter niederlegte.

Als das deutsche Volk sich gegen die Unterdrücker erhob, wurde dem Prinzen Wilhelm wegen der Schwächlichkeit seines Körpers von dem Könige, seinem Vater, die persönliche Teilnahme an den bevorstehenden Kämpfen versagt. Erst nach der Schlacht bei Leipzig durfte er probeweise auf sechs Wochen in das königliche Hauptquartier kommen. Aber da das Feldleben die Gesundheit des Prinzen rasch kräftigte, so blieb er bis zum Schluß des Feldzuges beim Heere. In dem heißen Gefecht bei Bar-sur-Aube (27. Februar 1814) erwarb er sich die ersten kriegerischen Lorbeeren. Mitten im feindlichen Feuer führte er einen Auftrag seines Vaters mit

größter Umsicht und Unerschrockenheit aus. Die Belohnung hierfür sollte ihm nicht entgehen. Schon am 5. März wurde ihm vom Kaiser Alexander von Rußland der Georgs-Orden verliehen, und am 10. März, dem Geburstage seiner Mutter, wurde er von seinem Vater mit dem eisernen Kreuze geschmückt. Mit den verbündeten Monarchen zog er in Paris ein und wurde noch in der feindlichen Hauptstadt zum Major ernannt. Dann kehrte er mit den preußischen Truppen nach Berlin zurück und nahm hier seine durch den Krieg unterbrochenen Studien wieder auf.

Am 8. Juli 1815 erfolgte in feierlicher Weise seine Konfirmation in der Kapelle zu Charlottenburg. Damals schrieb er in seinem Glaubensbekenntnisse: „Meine Kräfte gehören dem Vaterlande. Ich will daher unablässig thätig sein, meine Zeit auf das Beste anwenden und soviel Gutes stiften, als in meinem Vermögen steht.“ In dem Sinne dieser Worte hat er alle Zeit gelebt, und stets ist die treueste Pflichterfüllung die Richtschnur seines Handelns gewesen.

Am 11. Juni des Jahres 1829 vermählte sich Prinz Wilhelm mit der geistreichen und durch hohen Edelsinn ausgezeichneten Prinzessin Augusta von Sachsen-Weimar (geboren am 30. September 1811). Dem hohen Paar wurde am 18. Oktober 1831 der jetzige Kronprinz Friedrich Wilhelm geboren; derselbe ist seit 1858 mit Viktoria, königlicher Prinzessin von Großbritannien und Irland vermählt, welche am 21. November 1840 geboren ist.

Nachdem Wilhelm den Königsthron bestiegen, hat er, seinem Wahlspruch gemäß: „Meine Kräfte gehören dem Vaterlande“, rastlos danach gestrebt, Deutschland aus seiner tiefen Zerrissenheit und Erniedrigung zu schönem Glanze zu erheben und ihm eine würdige Stellung unter den übrigen Staaten Europas zu verschaffen. Und dieses Streben ist von herrlichstem Erfolg gekrönt worden. Durch drei glücklich geführte Kriege hat Wilhelm größeres geleistet, als je ein preußischer König oder deutscher Kaiser. Unvergessen wird sein Name in der Geschichte aller Zeiten bleiben.

A. Der Krieg gegen Dänemark (1864).

Die Herzogtümer Schleswig und Holstein hatten bereits im Mittelalter längere Zeit zum deutschen Reiche gehört, waren aber später an Dänemark gekommen. Jedoch war ausdrücklich festgesetzt worden, daß die Herzogtümer ihre eigene Verfassung und Verwaltung behalten und stets ungeteilt, „up ewig ungedeelt“, bleiben

sollten. Diese alten Rechte wurden im Jahre 1863 vom König Christian IX. von Dänemark auf das Gröblichste verletzt. Derselbe bestimmte, daß Schleswig von Holstein losgerissen und dem dänischen Staate einverleibt werden sollte.

Da beschloß König Wilhelm im Verein mit Österreich den bedrängten Herzogtümern zu Hilfe zu kommen. Der dänische König wurde aufgefordert, seine Anordnung wieder rückgängig zu machen, und als er sich weigerte, erfolgte am 1. Februar die Kriegseröffnung. Ein Heer von Preußen und Österreichern überschritt unter dem Prinzen Friedrich Karl, einem Neffen König Wilhelms, und dem österreichischen Feldmarschall von Gablenz die dänische Grenze. Die Dänen erwarteten ihre Gegner hinter dem Danewerke, einem riesigen Walle. Aber durch eine geschickte Umgehung gelang es Friedrich Karl mit seiner Armee in den Rücken der Feinde zu kommen, wodurch diese gezwungen wurden, das Danewerk zu räumen. So wurde die Erstürmung desselben, welche viele Menschenleben gekostet haben würde, erspart.

Die Dänen zogen sich nun in die Düppeler Schanzen zurück. Diese bildeten sehr starke Befestigungen, welche auf Hügeln an der Ostküste von Schleswig, der Insel Alsen gegenüber, angelegt waren. Als Prinz Friedrich Karl mit den Preußen vor diesen Schanzen anlangte, erkannte er bald, daß dieselben nur durch eine regelmäßige Belagerung genommen werden könnten. Er ordnete dieselbe daher sofort an. Laufgräben wurden gezogen und schweres Belagerungsgeschütz herbeigeschafft. Endlich waren die Vorarbeiten soweit gediehen, daß der Sturm auf die Schanzen unternommen werden konnte. Derselbe erfolgte am 18. April 1864 unter der persönlichen Leitung des Prinzen Friedrich Karl. Trotz tapferer Gegenwehr der Dänen wurden die Schanzen, eine nach der andern, genommen, und die Feinde mit großem Verluste nach der Insel Alsen getrieben. Am meisten Mühe hatte es gemacht, die zweite Schanze zu erobern. Die Stürmenden standen vor den Pallisaden des Werkes. Eine Öffnung war nicht vorhanden. Jeden Augenblick der Zögerung mußte ein Soldat mit dem Leben zahlen. Da trat der heldenmütige Pionier Klinke mit dem Pulversack vor, hing denselben mit dem Rufe: „Hinein müßt Ihr, Kameraden, und wenns mein Leben kostet!" an die Pallisaden und zündete ihn an. Zerrissen fliegt Klinke nach der einen, die Pallisadenwand nach der andern Seite. Durch die Öffnung eilen die Sturmkolonnen zum Siege.

Im ganzen Vaterlande war man hoch erfreut über die Einnahme der Düppeler Schanzen. König Wilhelm selbst begab sich

nach dem Kriegsschauplatze und dankte den Truppen für ihren Heldenmut.

Noch aber war ein schweres Stück Arbeit übrig, nämlich die Vertreibung der Dänen von der ebenfalls stark befestigten Insel Alsen. Am 29. Juni 1864, früh morgens um 2 Uhr, setzten die preußischen Truppen auf 160 Böten über den Meeresarm, welcher die Insel vom Festlande trennt. Mit größter Kühnheit wurde trotz eines entsetzlichen Kanonen- und Gewehrfeuers der Feinde der Übergang bewerkstelligt. In wenigen Stunden waren die Dänen aus ihren festen Stellungen vertrieben und machten sich auf ihren Schiffen eiligst davon.

Jetzt verstand sich der König Christian endlich zum Frieden, der am 30. Oktober 1864 in Wien abgeschlossen wurde. Dänemark mußte die Herzogtümer Schleswig, Holstein und Lauenburg an Preußen und Österreich abtreten.

B. Der Krieg gegen Österreich (1866).

Nach dem Wiener Frieden einigten sich Preußen und Österreich zunächst im Vertrage zu Gastein (August 1865) dahin, daß Österreich die Regierung Holsteins, Preußen die Schleswigs erhielt. Österreich aber mißgönnte Preußen die neue Machtvergrößerung und suchte ihm seine Erfolge wieder zu entreißen. Es drang darauf, den Herzogtümern ihre völlige Unabhängigkeit wieder zu geben und als regierenden Herzog in denselben den Prinzen Friedrich von Augustenburg einzusetzen. Von diesem aber wußte man, daß er dem österreichischen Kaiserhause völlig ergeben war. Vergebens suchte König Wilhelm eine gütliche Einigung mit Österreich herbeizuführen. Allein dieses bestand auf seiner Forderung, und als Preußen sich nicht gutwillig fügen wollte, erklärte ihm Österreich am 14. Juni 1866 den Krieg. Auf Seiten Österreichs standen Sachsen, Bayern, Württemberg, Hessen-Darmstadt, Nassau, Hessen-Kassel, Hannover; auch die badische Regierung wurde später vom Volke gezwungen, sich den Feinden Preußens anzuschließen.

König Wilhelm erließ am 18. Juni einen Aufruf an sein Volk, in welchem es hieß: „Das Vaterland ist in Gefahr! Österreich und ein großer Teil Deutschlands steht gegen uns in Waffen! Wohin wir in Deutschland schauen, sind wir von Feinden umgeben, deren Kampfgeschrei ist: Erniedrigung Preußens. Wir müssen fechten um unsere Existenz, wir müssen in einen Kampf auf Leben und Tod gehen, gegen diejenigen, die Preußen unterdrücken wollen!

Flehen wir den Allmächtigen, den Lenker der Geschicke der Völker, den Lenker der Schlachten, an, daß Er unsere Waffen segne! Gott mit uns!"

Das österreichische Heer stand im östlichen Böhmen, unter dem Oberbefehl des Feldzeugmeisters Benedek. Von hier aus beabsichtigte dieser in Schlesien und Brandenburg einzufallen und die Gegner durch Einnahme von Berlin rasch zum schimpflichen Frieden zu zwingen. Aber die Preußen, welche, dank den trefflichen Anordnungen des Kriegsministers von Roon, auf das Schnellste ihre Rüstungen beendet hatten, kamen ihren Feinden zuvor und rückten mit drei Armeen gleichzeitig in Böhmen ein. Den Oberbefehl über die ganze Streitmacht übernahm der König selbst mit dem Feldmarschall von Moltke, während die einzelnen Armeen vom Kronprinzen Friedrich Wilhelm, dem Prinzen Friedrich Karl und dem General Herwarth von Bittenfeld geführt wurden. Ohne Hindernis gelangten die drei Heere durch die Pässe der böhmischen Grenzgebirge und vereinigten sich nach mehreren siegreichen Gefechten bei Gitschin. Nicht weit davon, bei der Festung Königgrätz, zog auch Benedek seine ganzen Truppen zusammen.

Spät am Abend des 2. Juli erhielt König Wilhelm hiervon Nachricht. Noch in derselben Nacht hielt er mit dem Feldmarschall von Moltke und den übrigen Generälen Kriegsrat, in welchem beschlossen wurde, am andern Tage die Entscheidungsschlacht zu wagen. Sofort entsandte der König seinen Adjutanten an den Kronprinzen, welcher mit seiner Armee sechs Meilen entfernt stand, und ließ ihm den Befehl überbringen, schleunigst mit seinen Truppen herbeizukommen. Erst um 2 Uhr legte sich der König zur Ruhe nieder, schon um 5 Uhr morgens aber stand er wieder auf und fuhr in einem Wagen nach dem Dorfe Sadowa. Hier, wo der Kampf bereits begonnen hatte, bestieg er unter dem freudigen Hurra der Soldaten sein Pferd und übernahm die oberste Leitung der Schlacht. Die Armee des Prinzen Friedrich Karl eröffnete den Kampf. Am heftigsten wütete derselbe beim Dorfe Chlum, wo die Österreicher eine äußerst feste Stellung inne hatten. Die Preußen waren zunächst trotz der Übermacht der Feinde im Vorteile, doch allmählich begannen ihre Kräfte zu ermatten. Sehnsüchtig schaute man nach der Gegend hin, woher der Kronprinz eintreffen mußte. Dieser war sogleich, nachdem er den Befehl zum Vorrücken erhalten hatte, mit seinen Truppen aufgebrochen. Aber der fortwährende Regen erweichte die Wege und hinderte am raschen Vormarsch. Endlich, gegen 1 Uhr mittags, kam er an den Feind und ging sofort zum Angriff über. Bald bemerkte man

in der Umgebung des Königs, daß bei den feindlichen Massen ein Stocken eintrat. Der General Voigts-Rheetz sprengte selber zur Erforschung der Sachlage fort und kam bald mit der freudigen Kunde zurück, daß der Kronprinz da sei und siegreich vordringe. Sofort gab der König den Befehl zu erneutem Angriff. Mit furchtbarer Gewalt wütete der Kampf Die feindlichen Geschütze sprühten Tod und Verderben. König Wilhelm setzte sich rücksichtslos dem Kugelregen aus, so daß Graf Bismarck ihn bat, sein Leben zu schonen. Doch der greise Herrscher war nicht zu bewegen, den Platz zu verlassen. „Ich weiß ganz genau", erwiderte er, „wo ein König von Preußen hin gehört, wenn seine brave Armee im Feuer steht". Um 4 Uhr war der Sieg in den Händen der Preußen, und der Feind trat den Rückzug an, welcher bald in wilde Flucht ausartete. Der König selber leitete an der Spitze der preußischen Kavallerie die Verfolgung ein. Freilich hatte dieser glorreiche Sieg schwere Opfer gekostet. Der Verlust der Preußen belief sich auf 10000 Tote und Verwundete, während die Österreicher 40000 Mann, darunter 18000 Gefangene, sowie viele Geschütze und Fahnen einbüßten. Im ganzen Vaterlande herrschte großer Jubel über die glänzende Waffenthat des preußischen Heeres. Als die Kunde davon nach Berlin kam, erstieg ein einfacher Mann mit Lebensgefahr das Denkmal Friedrichs des Großen und bekränzte dasselbe unter stürmischem Jubel der Menge.

Durch die Schlacht bei Königgrätz war das Schicksal Österreichs entschieden. Benedek soll ausgerufen haben: „Ich habe alles verloren, nur nicht mein Leben!" Unaufhaltsam wurde er mit seinen Truppen von den siegreichen Preußen auf Wien zurückgedrängt. Schon stand das preußische Heer nur noch wenige Meilen von der österreichischen Hauptstadt entfernt. Inzwischen waren auch die Bundesgenossen Österreichs von dem gegen sie geschickten General Vogel von Falkenstein in mehreren Gefechten so entscheidend geschlagen, daß der Kaiser von Österreich nunmehr um Frieden nachsuchen mußte. Es wurde zunächst ein Waffenstillstand geschlossen, welchem am 23. August 1866 der Friede zu Prag folgte. In demselben verzichtete Österreich auf Schleswig-Holstein, trat an Preußen die Führung der deutschen Staaten ab und verpflichtete sich zur Zahlung von 60 Millionen Mark Kriegskosten. Auch die Bundesgenossen Österreichs mußten Kriegsentschädigungen entrichten, und das Königreich Hannover, das Kurfürstentum Hessen, das Herzogtum Nassau und die freie Stadt Frankfurt a. M. wurden dem preußischen Staate einverleibt.

C. Der deutsch-französische Krieg (1870 und 1871).

Mit höchstem Neide sahen die Franzosen auf den Waffenruhm und die wachsende Macht Preußens. Sie waren über die Niederlage Österreichs so erbittert, als wären sie selber unterlegen. Wütend schrieen sie: „Rache für Sadowa!"* und verlangten stürmisch von ihrem Kaiser Napoleon III., dem Neffen Napoleons I., Krieg gegen Preußen. Napoleon III., welcher sich durch allerlei Ränke die französische Kaiserkrone erschlichen hatte, fürchtete dieselbe wieder zu verlieren, wenn er nicht den Wunsch seines wankelmütigen Volkes erfüllte. So suchte er nach einer Gelegenheit, um mit Preußen in Streit zu geraten. Dieselbe fand sich bald.

Der spanische Königsthron war erledigt, und die Spanier trugen dem Erbprinzen Leopold von Hohenzollern, einem Verwandten des Königs Wilhelm, die Krone an. Dieser erklärte sich zur Annahme bereit. Hierüber geriet man in Paris in die größte Aufregung. Man wollte es auf keinem Fall zugeben, daß das verhaßte Hohenzollerngeschlecht jetzt auch noch den spanischen Thron bestiege. Der Zorn der Franzosen wurde um so größer, als die Deutschen sie diesmal ruhig toben ließen. König Wilhelm war zur Kur in Ems und:

„Dacht' gar nicht weiter
An die Händel dieser Welt."

Auch Bismarck, Roon und Moltke waren von Berlin zur Erholung abwesend. Man meinte, daß die Aufregung wohl von selber wieder vorübergehen werde. Da erschien der französische Botschafter Benedetti in Ems, um auf Befehl der französischen Regierung mit dem Könige Wilhelm persönlich zu verhandeln. Zudringlich bestürmte er diesen mit der Forderung, der König möge dem Erbprinzen Leopold die Annahme der spanischen Krone verbieten. König Wilhelm erwiderte, Erbprinz Leopold sei selber Herr seiner Entschließungen; er könne ihm die Annahme der spanischen Krone bloß abraten, und das habe er schon gethan; aber verbieten könne er es ihm nicht, da der Erbprinz kein Mitglied des preußischen Königshauses sei. In Frankreich jedoch wurde man immer ungestümer und kriegswütender. Da plötzlich schien sich alles zum Frieden wenden zu wollen. Prinz Leopold verzichtete freiwillig auf den spanischen Thron, und damit war jeder Anlaß zu einem Kriege aus dem Wege geräumt. Aber die französische Regierung wollte um jeden Preis Krieg. Benedetti mußte jetzt von König Wilhelm das

* So wird meist die Schlacht von Königgrätz im Auslande genannt.

Versprechen verlangen, daß er auch für alle Zukunft nie wieder seine Einwilligung zu einer hohenzollernschen Bewerbung um den spanischen Thron geben werde; ferner müsse König Wilhelm an Kaiser Napoleon eigenhändig einen Entschuldigungsbrief schreiben. Dieser Brief sollte dann in den französischen Zeitungen veröffentlicht werden. Solche unverschämte Zumutungen wies der König entschieden zurück. Und als Benedetti ihn immer aufs neue mit seiner Forderung bestürmte, ließ er ihm endlich sagen, daß er ihm nichts mehr mitzuteilen habe, und ihm über diesen Gegenstand eine weitere Audienz nicht mehr bewilligen könne. Nun hatte man in Paris den gewünschten Vorwand zum Kriege. Die französischen Minister erklärten dem Volke: „Man hat unsern Gesandten beleidigt! der König von Preußen hat die französische Nation beleidigt! das fordert Blut!" So wurde denn der Krieg beschlossen.

König Wilhelm trat schon am 15. Juli seine Rückreise von Ems nach Berlin an. Überall, wohin er kam, wurde er mit dem größten Jubel empfangen, denn jeder fühlte die Beleidigung mit, welche dem greisen Monarchen von französischer Seite widerfahren war.

Am 19. Juli, an welchem König Wilhelm vor 60 Jahren an dem Sterbebette seiner verklärten Mutter gestanden hatte, traf die französische Kriegserklärung in Berlin ein. Napoleon hoffte, daß Preußen in diesem Kampfe ziemlich allein stehen würde, aber er irrte sich. Man wußte im ganzen übrigen Deutschland recht wohl, daß es sich bei diesem Kriege nicht um den spanischen Königsthron handele, sondern daß der Erbfeind Deutschlands es auf die Demütigung und Erniedrigung des Vaterlandes abgesehen habe. Auch die Fürsten und Völker Süddeutschlands vergaßen den alten Hader und traten mit Entschiedenheit auf Preußens Seite. An Preußen hatte Napoleon den Krieg erklärt, mit Deutschland mußte er ihn führen; einig zog das deutsche Volk in den Kampf.

Es braust ein Ruf wie Donnerhall,
Wie Schwertgeklirr und Wogenprall:
Zum Rhein, zum freien deutschen Rhein,
Wir alle wollen Hüter sein!
Lieb Vaterland, magst ruhig sein,
Fest steht und treu die Wacht am Rhein!

Durch Hunderttausend zuckt es schnell
Und aller Augen blitzen hell:
Der Deutsche, bieder, fromm und stark
Beschützt die heil'ge Landesmark.
Lieb Vaterland, magst ruhig sein,
Fest steht und treu die Wacht am Rhein!

Er blickt hinauf in Himmelsau'n,
Da Heldenväter niederschaun
Und schwört mit stolzer Kampfeslust:
Du Rhein bleibst deutsch, wie meine Brust!
Lieb Vaterland, magst ruhig sein,
Fest steht und treu die Wacht am Rhein!

So lang ein Tropfen Blut noch glüht,
Noch eine Faust den Degen zieht
Und noch ein Arm die Büchse spannt:
Betritt kein Feind hier deinen Strand.
Lieb Vaterland, magst ruhig sein,
Fest steht und treu die Wacht am Rhein!

Der Schwur erschallt, die Woge rinnt,
Die Fahnen flattern hoch im Wind,
Am Rhein, am freien deutschen Rhein,
Wir alle wollen Hüter sein!
Lieb Vaterland, magst ruhig sein,
Fest steht und treu die Wacht am Rhein!

Die Franzosen hatten schon heimlich vor der Kriegserklärung gerüstet, denn sie beabsichtigten, den Krieg im Herzen Deutschlands zu führen. Doch hierin hatten sie sich völlig verrechnet. Binnen dreizehn Tagen waren mit staunenswerter Schnelligkeit die deutschen Streitkräfte einberufen und mit allem, was zum Kriege nötig war, prächtig ausgerüstet. Schon in den ersten Tagen des August standen drei gewaltige Heere am Rhein, bereit, den Krieg nach Frankreich hineinzutragen. Am 31. Juli begab sich König Wilhelm in Begleitung des Schlachtenlenkers von Moltke, des Kriegsministers von Roon und des Ministers von Bismarck zu den Armeen und erließ beim Eintreffen an dieselben jenen denkwürdigen Aufruf, dessen Inhalt war: „Ganz Deutschland steht einmütig in Waffen gegen einen Nachbarstaat, der uns überraschend und ohne Grund den Krieg erklärt hat. Es gilt die Verteidigung des bedrohten Vaterlandes, unserer Ehre, des eigenen Herdes. Ich übernehme heute das Kommando über die gesamte Armee und ziehe getrost in einen Kampf, den unsere Väter in gleicher Lage einst ruhmvoll bestanden haben. Mit mir blickt das ganze Vaterland vertrauensvoll auf Euch. Gott der Herr wird mit unserer gerechten Sache sein!"

Am 28. Juli war auch Napoleon in Metz bei seinem Heere eingetroffen und hatte den Oberbefehl übernommen. Sein Sohn, der kaiserliche Prinz, genannt Lulu, war auch bei ihm. Der arme Prinz war erst 14 Jahre alt, und kein Mensch hätte es ihm übel genommen, wenn er bei seiner Mama daheim geblieben wäre.

Aber sein Vater hatte besondere Absichten mit ihm. Er wollte ihn bei den Soldaten recht in Gunst bringen, damit sie ihm seiner Zeit den Thron sichern möchten. Weil nun die Pariser ungeduldig waren und es nicht erwarten konnten, bis die ersten Siegesnachrichten kamen, so führte der Kaiser eine große Heldenthat aus. Mit 30000 Mann und 30 Geschützen rückte er am 2. August gegen die deutsche Stadt Saarbrücken, welche von nur etwa 1000 Mann Preußen verteidigt wurde. Drei Stunden hielt sich diese handvoll Leute gegen die französische Übermacht und zog sich dann in bester Ordnung zurück. Die Franzosen hatten die Tapfern durch ihre neuerfundenen Mordinstrumente, die Mitrailleusen (Kugelspritzen), zu schrecken gesucht, aber die Preußen hatten gar keine Angst. Als die erste Kugelspritze auf eine Compagnie abgefeuert wurde, ließ der Hauptmann seine Leute auf freiem Felde Halt machen, die Helme schwenken und ein dreifaches, donnerndes Hoch auf König Wilhelm ausbringen. Die Franzosen waren ganz toll vor Freude über diesen lächerlichen Sieg. Napoleon telegraphierte an seine Frau, die Kaiserin Eugenie: „Lulu hat die Feuertaufe erhalten. Er war bewundernswert kaltblütig, gar nicht aufgeregt. Er hat eine Kugel aufgehoben, die dicht an ihm niederfiel. Die Soldaten vergossen Thränen, als sie ihn so ruhig sahen."

Aber bald darauf erfolgte die wuchtige, deutsche Antwort auf das französische Theaterstück in Saarbrücken. Schon am 4. August schickte König Wilhelm an die Königin Augusta in Berlin folgendes Telegramm: „Unter Fritzens Augen heute einen glänzenden, aber blutigen Sieg erfochten durch Erstürmung von Weißenburg und des dahinter liegenden Gaisberges. Über 500 Gefangene, eine Kanone und das Zeltlager in unseren Händen. Der französische General Douay tot. Gott sei gepriesen für diese erste, glorreiche Waffenthat! Er helfe weiter!" Bayern und Preußen hatten gemeinsam diesen ersten Erfolg errungen. Bei der Erstürmung von Weißenburg traf man auch zuerst mit den gefürchteten afrikanischen Truppen der Franzosen, den Turkos, zusammen. Die Bayern aber räumten furchtbar unter ihnen auf und machten eine große Anzahl derselben zu Gefangenen. Seit diesem Tage blieben die Bayern der besondere Schrecken der Turkos. Sie hießen fortan bei den Söhnen der Wüste die „blauen Teufel", und wo sie sich nur zeigten, da wurde es jenen schwül zu Mute.

Noch war die Freude über den Weißenburger Sieg in der Heimat nicht verklungen, als schon wieder eine neue, größere Siegesbotschaft eintraf. Bei Wörth war am 6. August die erste, bedeutendere

Schlacht dieses Krieges geschlagen. Wieder unter der glückbringenden Führung des Kronprinzen Friedrich Wilhelm hatten die Deutschen einen vollständigen Sieg über die französische Armee unter dem General Mac Mahon erfochten. Das ganze Zeltlager Mac Mahons nebst der Kriegskasse wurde erbeutet. In dem Lager fanden sich eine Menge Luxusartikel, ganz wie im siebenjährigen Kriege, als die Preußen nach der Schlacht bei Roßbach sich in die französische Beute teilten.

An demselben Tage hatten die Franzosen auch auf der Höhe von Spichern, vor Saarbrücken, eine blutige Niederlage erlitten. Todesmutig waren die Deutschen die steilen Abhänge hinaufgestürmt und hatten den Feind aus seiner sehr festen Stellung geworfen. Als König Wilhelm nach einigen Tagen auf das Schlachtfeld kam, sagte er zu einem Soldaten, der ihm den Angriff beschrieb: „Aber, Kinder, das war ja fast nicht möglich, daß ihr da herauf gekommen seid.“ „Ja, Majestät“, antwortete der Brave, „möglich war's freilich nicht, aber rauf sind wir doch!“

Groß war der Jubel im ganzen Vaterlande über diese herrlichen Siege. Aber es sollte bald noch besser kommen.

Ein Teil der geschlagenen Franzosen zog sich unter dem General Mac Mahon auf das befestigte Lager von Chalons zurück, der andere Teil unter dem Marschall Bazaine wandte sich nach der sehr starken Festung Metz. Dem ersteren Teil zog der Kronprinz nach, dem andern Prinz Friedrich Karl und der General von Steinmetz. Sobald Bazaine hiervon erfuhr, beschloß er, ebenfalls seine Truppen nach Chalons zu führen. Eiligst jedoch kamen Prinz Friedrich Karl und General von Steinmetz herbei und schlossen ihn mit ihren Armeen in Metz ein. Dreimal versuchte Bazaine den Ring der deutschen Truppen zu durchbrechen, zunächst am 14. August bei Courcelles, dann am 16. August bei Mars-la-Tour und endlich am 18. August bei Gravelotte. Glücklich, wenn auch unter schweren Opfern, gelang es den Deutschen, den Durchbruch der französischen Armee zu verhindern und dieselbe jedesmal mit großem Verlust in die Stadt Metz zurückzuwerfen. Am fürchterlichsten tobte der Kampf in der Schlacht bei Gravelotte. Die Oberleitung hatte hier zum ersten Male in diesem Kriege König Wilhelm in eigner Person; daher heißt die Schlacht auch die „große Königsschlacht“. Preußen, Hannoveraner, Sachsen, Hessen leisteten mitten im heftigsten Kugelregen alles, was deutsche Männer nur zu leisten vermögen; und doch war gegen 5 Uhr abends noch wenig erreicht. Da gelang es endlich im Norden des Schlachtfeldes den preußischen Garden und sächsischen

Truppen die Franzosen aus ihrer gedeckten Stellung im Dorfe St. Privat zu verdrängen. Der Sieg war auf dieser Seite gewonnen. Mittlerweile war jedoch im Süden, bei Gravelotte, noch immer nichts entschieden. Es war 7 Uhr abends. Besorgt spähte Moltke die Straße entlang, auf der er die Pommern erwartete, die hier den Ausschlag geben sollten. Endlich erschienen sie unter ihrem unermüdlichen General von Fransecky. Die braven Leute hatten morgens 2 Uhr ihren Marsch angetreten. Jetzt stürmten sie unter lautem Hurra die Höhen gegen Gravelotte hinan. Noch einmal ein furchtbarer Kampf, und bei Einbruch der Nacht war der Sieg auch hier errungen. Moltke eilte zum Könige, der nur durch das dringenste Zureden seiner Umgebung bewogen war, sich aus dem Granatfeuer zu entfernen. „Majestät", rief er, „der Sieg ist unser, die Pommern haben die Höhen genommen. Der Feind geht zurück!" Ein kräftiges Hurra der Umstehenden war die Antwort auf diese Freudenbotschaft. Bazaine war nun in Metz von dem deutschen Heere gefangen. Aber welche Verluste! Kaum wagte König Wilhelm am ersten Tage nach der Schlacht nach ihrer Zahl zu fragen. 20000 Mann hatte das deutsche Heer in diesem mörderischen Kampfe verloren, dazu 17000 Mann am 16. August bei Mars-la-Tour, 5000 am 14. August bei Courcelles; so betrug der Gesamtverlust 42000 Mann an drei Schlachttagen. Der 19. August war ein Tag der Trauer. Von 2 Uhr nachmittags an bis spät in die Nacht hinein wurden die gefallenen Helden beerdigt. Über das weite Totenfeld hin ertönte wehmütig die Klage: „Die Edelsten in Israel sind auf Deiner Höhe erschlagen, wie sind die Helden gefallen!"

Jetzt erhielt Prinz Friedrich Karl auch den Oberbefehl über die Steinmetzsche Armee, mit dem Auftrage, Metz und das französische Heer solange eingeschlossen zu halten, bis es durch Hunger zur Übergabe genötigt werde.

Ferner wurde eine neue „vierte Armee" gebildet, welche unter dem Oberbefehl des Kronprinzen Albert von Sachsen die Armee des Kronprinzen von Preußen auf ihrem Vormarsche gegen Mac Mahon unterstützen sollte. Da traf die Nachricht ein, Mac Mahon habe sein Lager bei Chalons verbrannt und beabsichtige sich nach Metz zu wenden, um Bazaine zu befreien. Augenblicklich machten nun die Heere der beiden Kronprinzen eine Schwenkung und jagten hinter Mac Mahon her. Der Kronprinz Albert von Sachsen erreichte ihn zuerst mit seinem Heere bei Beaumont und brachte ihm hier am 30. August eine Niederlage bei. Unterdessen war auch der Kronprinz von Preußen herbeigekommen. Mac Mahon zog nun

alle seine Truppen um die Festung Sedan zusammen. Hier kämpfte er am 1. September seinen letzten Verzweiflungskampf. Die Franzosen fochten mit großer Tapferkeit, aber Schritt für Schritt drangen die Deutschen siegreich vor, und von allen Seiten sah sich zuletzt das französische Heer eingeschlossen. Der großartige Schlachtplan Moltkes war vollständig gelungen, und ein Entrinnen des Feindes nicht mehr möglich. Wenn keine freiwillige Übergabe erfolgte, so war die ganze französische Armee und die Festung Sedan einem sicheren Untergange geweiht. Schon hatten die Bayern und Württemberger mit der Beschießung der Stadt begonnen, schon stiegen da und dort Rauch- und Feuersäulen empor, da zeigte sich endlich die weiße Fahne, das Zeichen der Ergebung. Sofort ließ König Wilhelm das Feuer einstellen und schickte einen Offizier in die Stadt, um wegen der Übergabe zu unterhandeln. Dieser brachte die überraschende Nachricht mit, Kaiser Napoleon selbst sei in Sedan, und ein Abgesandter desselben werde demnächst eintreffen. Abends 7 Uhr erschien in der That ein französischer General vor König Wilhelm mit einem Schreiben an denselben. Der General verneigte sich schweigend. Der König nahm das Schreiben und öffnete es. Dasselbe war vom Kaiser Napoleon und lautete: „Mein Herr Bruder! Da es mir nicht vergönnt war, inmitten meiner Truppen den Tod zu finden, so lege ich meinen Degen in die Hände Eurer Majestät." Der König antwortete dem Kaiser, daß er seinen Degen annehme. Am 2. September, in aller Frühe, erschien nun Napoleon selber beim Könige Wilhelm und stellte sich als Kriegsgefangener. Auch die Übergabe der Festung mit allen Truppen und Kriegsmaterial erfolgte jetzt. Die ganze Armee wurde gefangen nach Deutschland abgeführt; dem Kaiser Napoleon wurde das Schloß Wilhelmshöhe bei Kassel zum Aufenthalte angewiesen. König Wilhelm sandte folgende Depesche an die Königin Augusta: „Welch' ein ergreifender Augenblick, der der Begegnung mit Napoleon! Er war gebeugt, aber würdig in seiner Haltung und ergeben. Nachher beritt ich die Armee um Sedan. Den Empfang durch die Truppen kannst Du Dir denken. Unbeschreiblich! Beim Hereinbrechen der Dunkelheit hatte ich den fünfstündigen Ritt beendigt. Gott helfe weiter!"

Man hätte jetzt wohl erwarten können, daß Frankreich um Frieden nachsuchen würde, aber daran war bei dem hochmütigen Volke nicht zu denken. Vielmehr erklärte man jetzt in Paris Napoleon für abgesetzt und proklamierte die Republik. Die Kaiserin Eugenie floh nach England. Ein allgemeines Massenaufgebot wurde

angeordnet, und der Krieg bis aufs Messer beschlossen. Die deutschen Heeresmassen aber setzten sich nun von Sedan gegen Paris in Bewegung und schlossen es am 14. September ein. Jedoch war die Belagerung der Riesenstadt sowohl wegen ihes Umfangs, als auch wegen ihrer vorzüglichen Befestigungswerke schwierig.

Noch ehe die gewaltige Stadt zu Fall gebracht werden konnte, errangen die Deutschen in anderen Teilen Frankreichs einen Erfolg nach dem andern. Am 27. September ergab sich nach sechswöchentlicher Belagerung Straßburg, „die wunderschöne Stadt", welche den Deutschen vor fast 200 Jahren schmählich geraubt war. Am 30. September hielt General Werder seinen Einzug. Seit jenem Tage ist Straßburg wieder deutsch.

Auch Metz, ebenfalls früher eine deutsche Stadt, sollte bald fallen. Der Hunger begann in derselben zu wüten. Zuerst fehlte es an Futter für die Pferde, bald aber nahm auch der Mangel an Brot furchtbar überhand. Die Zustände wurden immer trostloser, der allbekannte Vers begann Recht zu bekommen:

„O Metz, o Metz, dein Sach' ist letz".

Endlich, am 27. Oktober, erfolgte die Übergabe der Festung und des ganzen französischen Heeres. Auch diese Armee von fast 200000 Mann wurde nach Deutschland in die Gefangenschaft abgeführt. Metz, seit dem 10. April 1552 von den Franzosen besetzt, war nun wieder deutsch geworden. Zur Feier dieses Ereignisses ernannte König Wilhelm den Kronprinzen Friedrich Wilhelm und den Prinzen Friedrich Karl zu Generalfeldmarschällen.

Inzwischen hatten die Franzosen aber drei neue Armeen ins Feld gestellt, um ihre Hauptstadt damit zu entsetzen. Gegen diese wandten sich nun die Truppen, welche bisher Metz und Straßburg eingeschlossen hatten. Bald war das Schicksal jener neugebildeten Armeen entschieden. Sie wurden in mehreren, blutigen Gefechten geschlagen und zersprengt.

So war die Hoffnung der Pariser auf Entsatz vereitelt. Sie erhielten bald Nachricht davon durch ihre neuerfundene Ballon- und Taubenpost. Auch wiederholte, heftige Durchbruchsversuche der Pariser, um sich aus der eisernen Umarmung zu befreien, mißglückten.

Dagegen wurde noch während der Belagerung von Paris ein höchst wichtiges, friedliches Ereignis vollzogen. Die sämtlichen Staaten Deutschlands, welche jetzt endlich einsahen, was man durch Einigkeit vermochte, trugen dem Könige Wilhelm die Würde eines

deutschen Kaisers an. Am 18. Januar 1871, an demselben Tage, an welchem 170 Jahre früher in Königsberg Kurfürst Friedrich III. von Brandenburg die preußische Königskrone auf sein Haupt gesetzt hatte, erfolgte in Versailles, dem Hauptquartier des Königs Wilhelm, die feierliche Proklamation der deutschen Kaiserwürde. Nachdem die Proklamation verlesen war, trat der Großherzog von Baden vor und rief: „Seine Majestät, König Wilhelm von Preußen, deutscher Kaiser, lebe hoch!“ Mit schallendem Jubelruf fiel die glänzende Versammlung ein. Nun trat Kronprinz Friedrich Wilhelm an seinen kaiserlichen Vater heran, um als erster Unterthan ihm zu huldigen. Er beugte das Knie, aber der Vater hob ihn auf, schloß ihn in die Arme und küßte ihn unter Thränen der freudigsten Bewegung. Darauf erfolgte die Huldigung der übrigen Anwesenden.

Zehn Tage später, am 28. Januar, erfolgte auch die Übergabe von Paris. Der Hunger und das furchtbare Bombardement der deutschen Belagerungsgeschütze hatte endlich den Hochmut der Pariser gebrochen. Mit der Übergabe zugleich wurde ein Waffenstillstand abgeschlossen, welchem zunächst ein vorläufiger Friede vom 2. März zu Versailles folgte. An demselben Tage schickte Kaiser Wilhelm folgende, letzte Kriegsdepesche von Versailles an seine hohe Gemahlin, die Kaiserin Augusta: „Soeben habe ich den Friedensschluß unterzeichnet. Soweit ist also das große Werk vollendet, welches durch siebenmonatliche siegreiche Kämpfe errungen wurde, dank der Tapferkeit, Hingebung und Ausdauer des unvergleichlichen Heeres in allen seinen Teilen und der Opferfreudigkeit des Vaterlandes. Der Herr der Heerscharen hat überall unsere Unternehmungen sichtlich gesegnet und daher diesen ehrenvollen Frieden in seiner Gnade gelingen lassen. Ihm sei die Ehre! Der Armee und dem Vaterlande mit tief erregtem Herzen meinen Dank!“

Am 10. Mai 1871 wurde dann der endgültige Friede zu Frankfurt a. M. geschlossen. Frankreich mußte das Elsaß und Deutsch-Lothringen wieder an Deutschland herausgeben und sich verpflichten, 5 Milliarden Francs Kriegskosten zu bezahlen.

Am 16. Juni hielt Kaiser Wilhelm seinen glänzenden Siegeseinzug in Berlin. Am 18. Juni aber feierte das ganze deutsche Volk in dankbarem Sinne gegen Gott das Friedensfest.

So war denn Deutschland aus dem großen Kampfe einig und stark hervorgegangen. Es hatte einen Kaiser erhalten, der es von jetzt an als seine vornehmste Aufgabe betrachtete, seinem Volke und ganz Europa den Frieden zu erhalten. Möge auch ferner der

Hohenzollernstamm grünen und blühen, zum Segen Deutschlands, zum Heil aller Völker!

Wer ist der greise Siegesheld,
Der uns zu Schutz und Wehr
Fürs Vaterland zog in das Feld
Mit Deutschlands ganzem Heer?
Wer ist es, der vom Vaterland
Den schönsten Dank empfing?
Vor Frankreichs Hauptstadt siegreich stand
Und heim als Kaiser ging?
 Du edles Deutschland, freue dich,
 Dein König hoch und ritterlich,
 Dein Wilhelm, dein Wilhelm,
 Dein Kaiser Wilhelm ist's!

Wer hat für dich in blut'ger Schlacht
Besiegt den ärgsten Feind?
Wer hat dich groß und stark gemacht,
Dich brüderlich geeint?
Wer ist, wenn je ein Feind noch droht,
Dein bester Hort und Schutz?
Wer geht für dich in Kampf und Tod,
Der ganzen Welt zum Trutz?
 Du edles Deutschland, freue dich,
 Dein König hoch und ritterlich,
 Dein Wilhelm, dein Wilhelm,
 Dein Kaiser Wilhelm ist's!

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.